



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Neue Gedichte

Loewenberg, Jakob

Hamburg, 1895

urn:nbn:de:hbz:466:1-28161



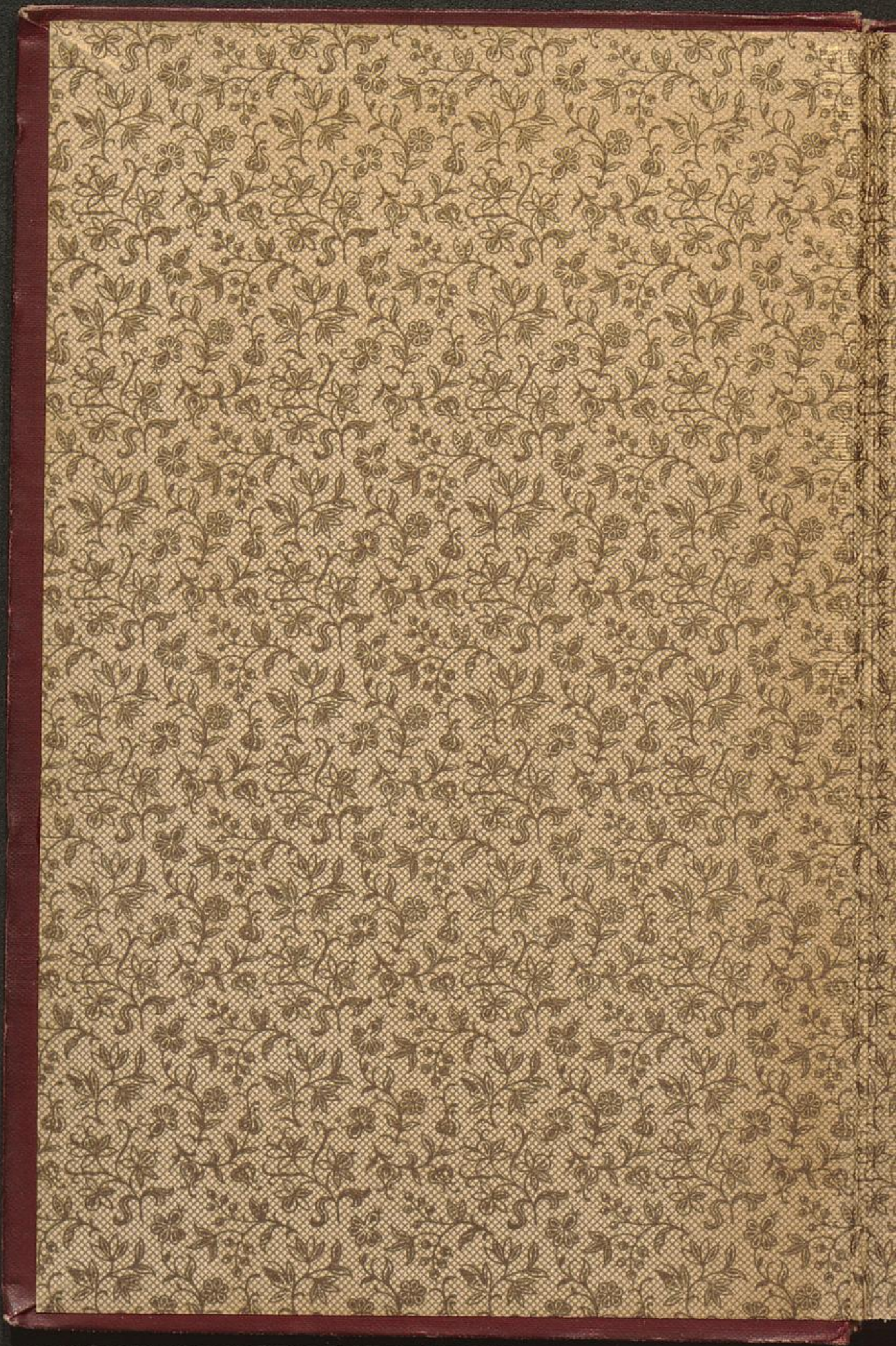
Neue Gedichte.

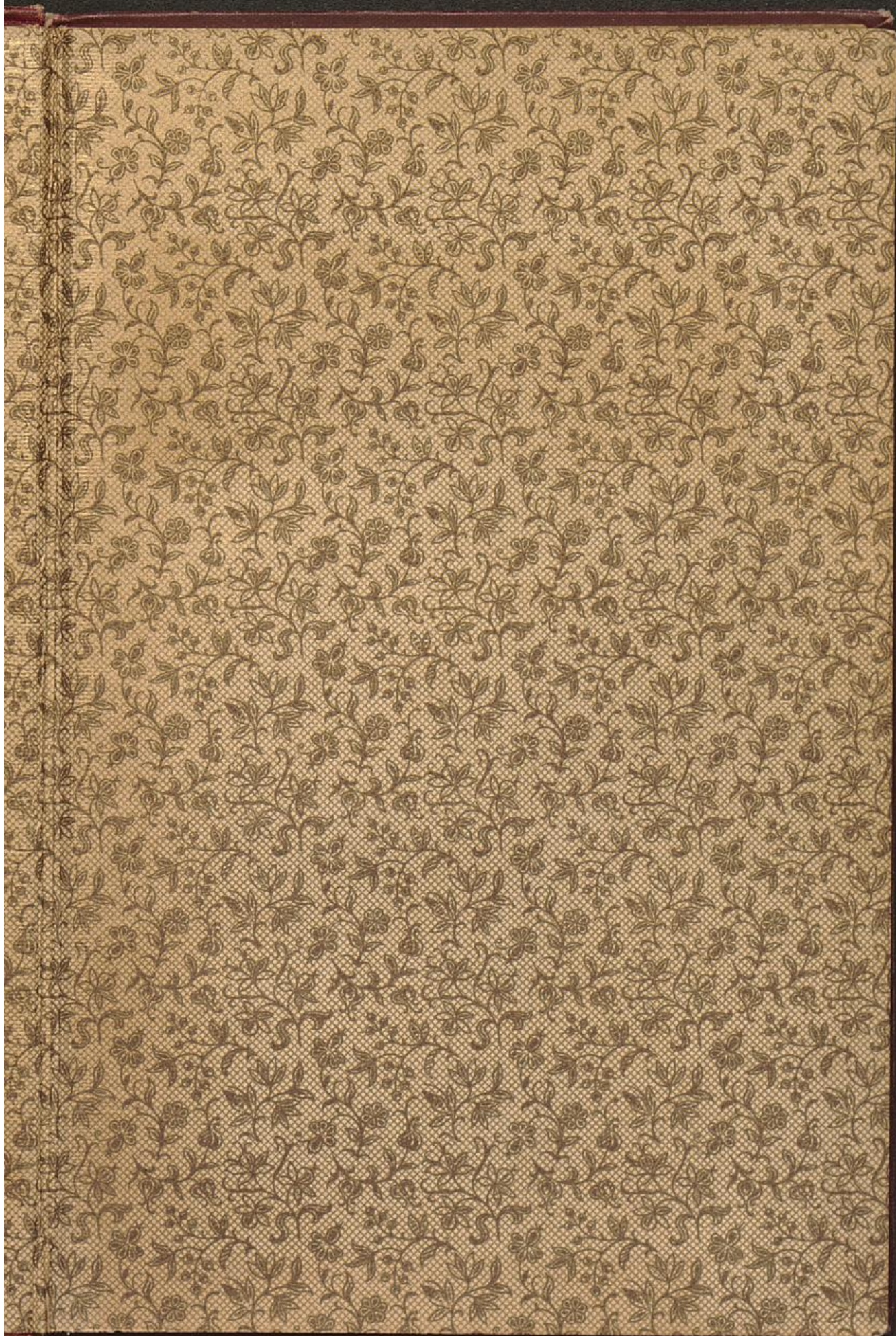
— — — — —
Von

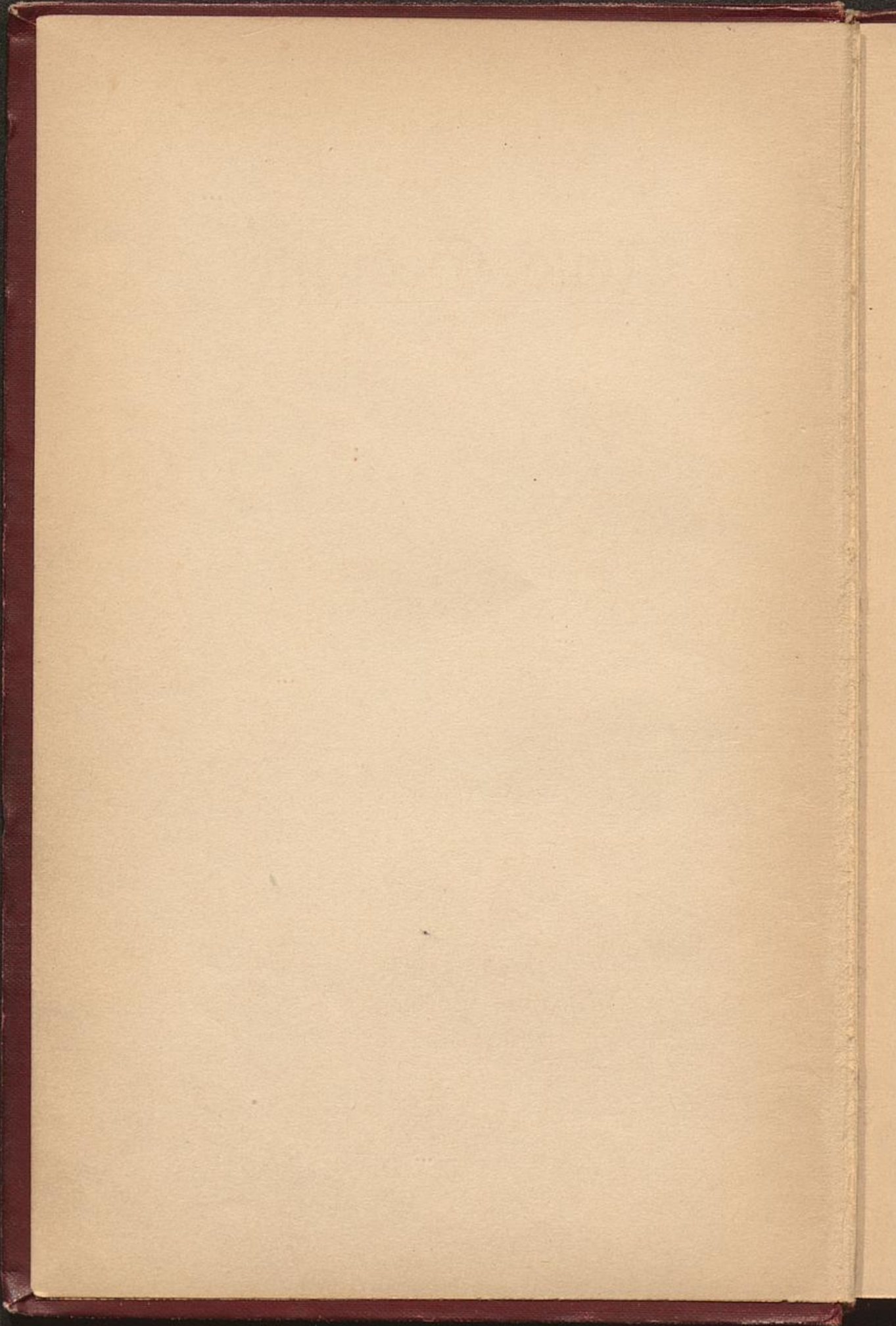
J. Loewenberg.

— — — — —

R
88







Neue Gedichte

von

J. Loewenberg.



Hamburg 1895.

Verlag von M. Glogau jr.

Bleichenbrücke 6.



03

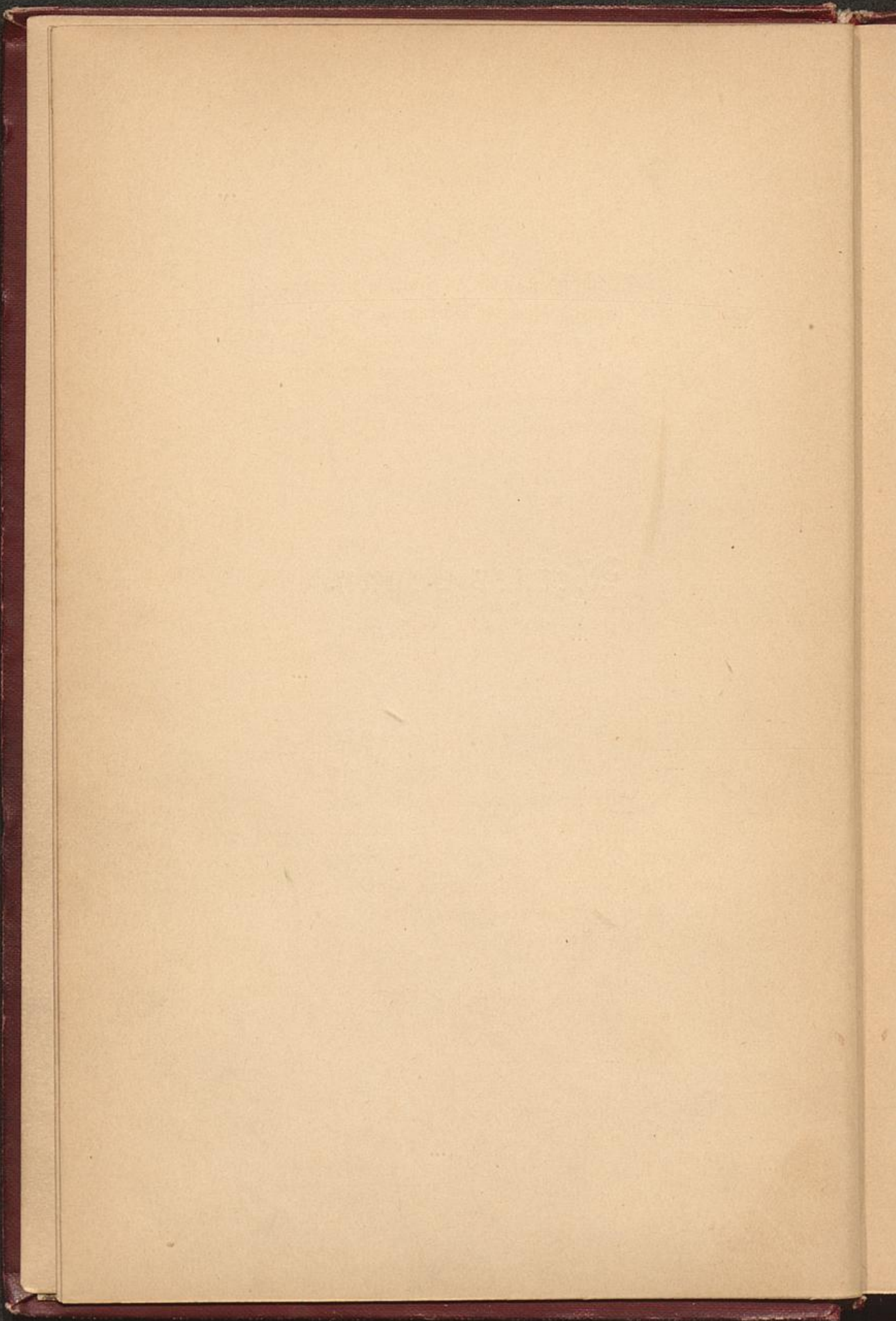
SR

3798

141400A

CQCL

Meiner Jenny.

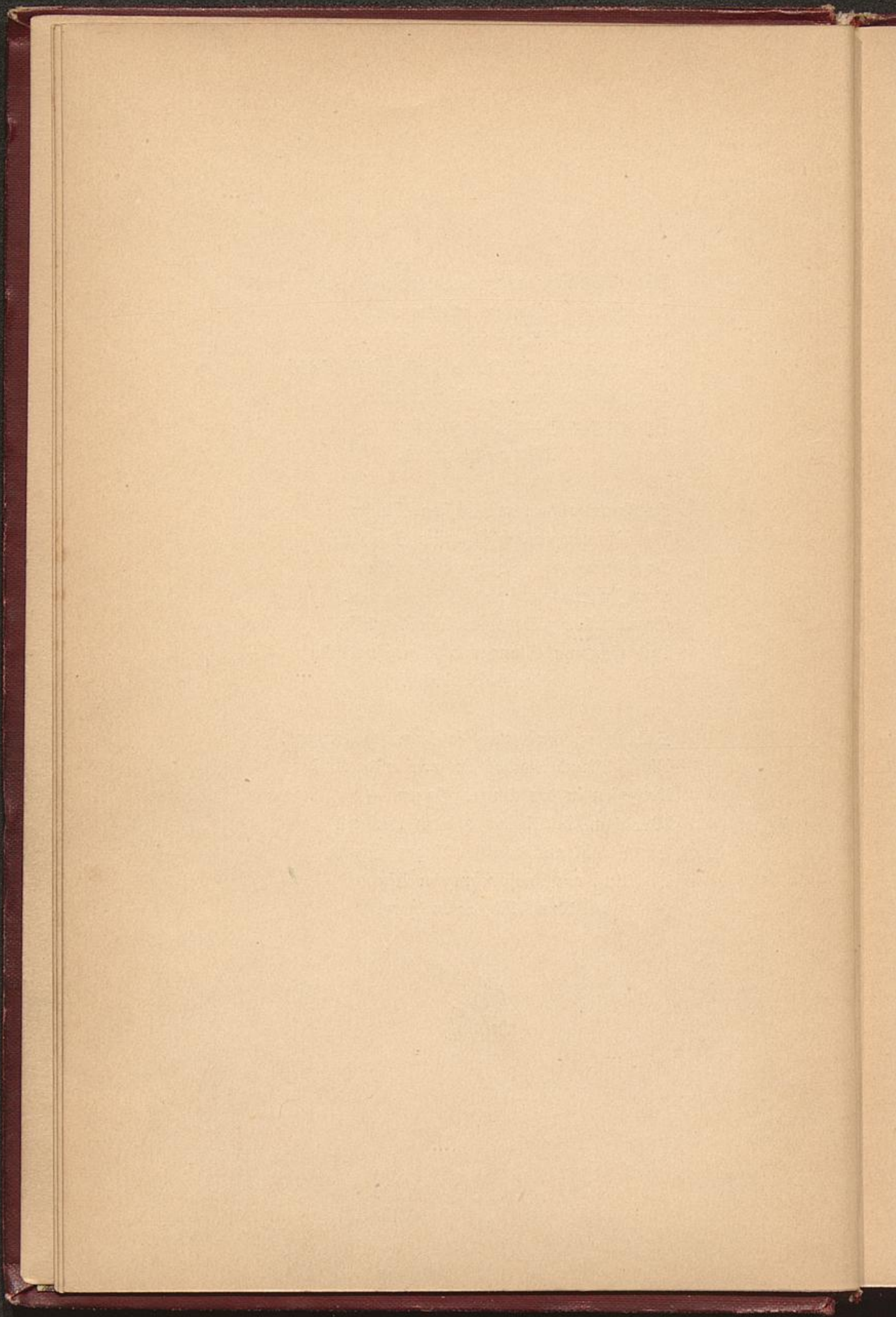


Der Frühling sprang ins Land mit Singen,
Und tausend Blumen wurden wach,
Das ist ein Blühen und ein Klingen,
Es rauscht der Wald, es jauchzt der Bach.
Nur still in dunklem Winterkleid,
In lenzvergeßner Einsamkeit
Die Heide schläft.

Hochsommer kam mit heißen Gluten.
Die Blumen neigen sich zum Sterben;
Doch durch die Heide geht ein fluten
Von Jugenddrang und Liebeswerben.
Traumlallen zieht durch schwüle Luft,
Und ringsum Glanz und Klang und Duft —
Die Heide blüht.

Still, Herz, mußt nicht so stürmisch schlagen!
Welch Wunder willst Du mir entdecken?
Vergessen in des Lenzes Tagen —
Wer kam, in Mitleid dich zu wecken?
Ein Strahl aus dunklen Auges Grund,
Ein Kuß von Knospenjungem Mund.
Nun blüh, mein Herz!





Inhaltsverzeichnis.

I. Vermischte Gedichte

	Seite
Am Strome	3
Dichterherz	5
Schneeflocken	6
An der Straßenecke	7
Verloren	9
De Wiepe bliwt stahn	10
Abendglühen	12
Kriegsbente	13
Die Blätter fallen	15
Sei bereit	16
Unterwegs	17
Sanssouci	19
Im Herbst	22
Das alte Ehepaar	23
Auf dem Felde der Ehre	25
Weihnachtsmarkt	28
Obdachlos	30
Fastnacht	31
Soll	33
Ein Ziel	35
Wohin	36

II. Von der Wanderschaft

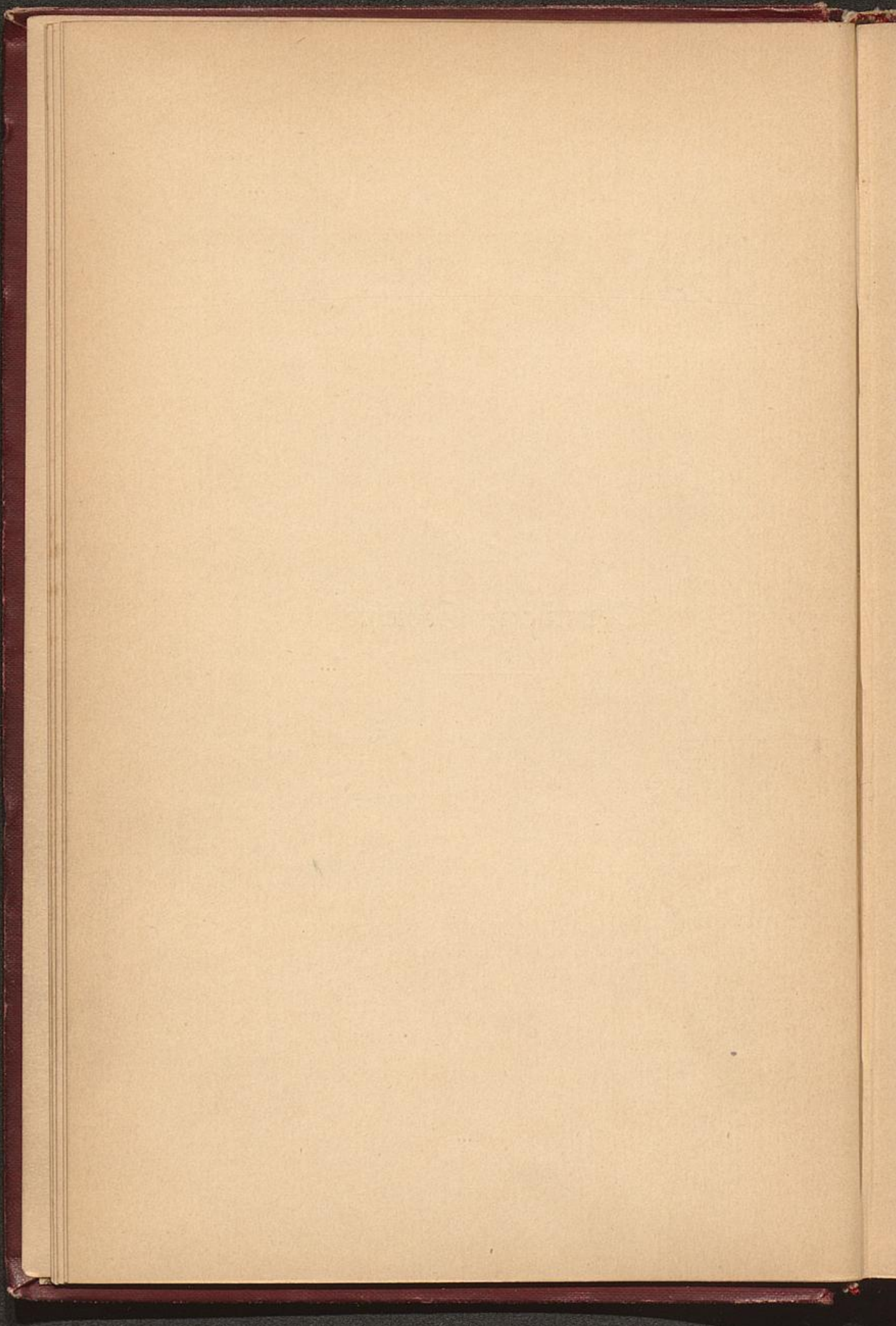
Ich wandre	39
An der Elbe	40
Die Heide	41
Auf der Lüne	42
Der Uglei	43
Pfingsten	44

	Seite
Der Teich	46
Im Höllenthal	47
Am Königssee	48
In der Klamm	49
Im Nebel	51
Hochsommer	54
Müde	55
Auf Sylt	56
In heißem Drange	57
Hochauf erbraust	58
Ein Sehnen zieht	59
Die Brücke	60
Nach der Saison	61
Am Wattenmeer	63
Heimatstätte für Heimatlose	64
Auf dem Ocean	65
Allein	66
Elisabeth	67
III. Dem Andenken meiner Mutter	
Am Meer	73
Sabbathruh	75
Alles zum Guten	76
Frühlingsmahnung	78
Gute Nacht	79
IV. Schneewittchen	81
V. Bernria	89
Des Nachbars Kind	104
VI. Sprüche	III

I.

Vermischte Gedichte.

I





Am Strome.

Ich stand am steilen Bergsaum wie gebannt
Und sah den weiten Strom hinab zur Sonne.

Tiefdunkle Wolken wogten um sie her,
Umdrängten sie und flohn und kamen wieder.
Noch goldner, freud'ger strahlte sie; dann aber,
Als ob ein Pfeil sie in das Herz getroffen,
Ins große, mitleidsvolle Sonnenherz,
Sank sie verblutend, lichte Purpurwellen
Rings um den stillen Horizont vergießend.
Die schwarzen Wolken blieben regungslos
In ehrfurchtsvoller ferne hangend stehn,
Und Ufer, Waldsaum und die weite Geest
Verhüllten sich in tiefe Trauerschatten.

Den Strom jedoch durchbrann ein neues Leben,
Er glühte hell und heller, tausend Farben

1*

In goldigrotem Glanze widerschimmernd,
Und wie des Ufers dunkelschwere Massen
Sich an der Wolkenberge Ketten schlossen,
So fluteten des Stromes lichte Wogen
Ins dustumwebte Himmelsgold hinüber,
Ein sonnenhelles, grenzenloses Meer.
Stromaufwärts aber blieb es grau und fahl.
Dort hinten lag die Stadt in Qualm und Dunst,
Und in dem Hafen ruhten festgeankert
Die großen, reichen, lastbeschwertten Schiffe.

Da stieg ein leises Klingen zu mir auf.
Und aus dem Dunst und Nebel fams gezogen
Und tauchte sich in gold'gen Abendglanz,
Von weißen Seglern eine Pilgerschar;
Andächtig langsam glitten sie vorüber.
Ein leises Singen wallte zu mir auf,
Ein Jubelklang wie fernes Kinderlachen,
Und weiter zogen sie im Abendglanz
Ins schimmerndhelle Sonnenmeer hinein. —

Ich stand am steilen Bergsaum wie gebannt
Und sah den Strom hinab voll heißer Sehnsucht.



Dichterherz.

Mitten im maiengrünen Gehege,
Umringt von Blüten ohne Zahl,
Starrt auf des Frühlinges Tafel ein Bettler,
Ein alter Baum, verdorrt und fahl.

Der Wandersmann bleibt bei ihm stehen
Und sinnt und horcht hinauf bewegt:
Dort von den trostlos dürren Zweigen
Sehnsüchtig klagend die Nachtigall schlägt.

Rings leuchten hell die Blütenbäume
Und laden lockend sie zu Gast,
Ein jeder Zweig nickt: Sei willkommen!
Sie singt getreu vom fahlen Ast.

O Dichterherz, du lechzt nach Schönheit,
Doch durch dein eigenstes tiefstes Lied
Für alles, was da schwach und elend,
Ein göttliches Erbarmen zieht.



Schneeflocken.

„Schneeflocken!“ In der düstern Stube
Ein heller Jubelruf erklingt.

„Schneeflocken!“ und der kleine Bube
Glückstrahlend an das Fenster springt.

Die Mutter, bleich von Not und Harme,
Starrt in das Wetter sorgenschwer:

„Schneeflocken! daß sich Gott erbarme!
Wo nehm ich Brot und Kohlen her?“



An der Straßenecke.

An der Straßenecke, in der Häuser Gedränge,
In der Großstadt wogender Menschenmenge,
Inmitten von Wagen, Karren, Karossen
Ist heimlich ein Märchenwald entsprossen,
Von leisem Glockenflingen durchhallt,
Von Weihnachtsbäumen ein Tannenwald.
Da hält ein Wagen, ein Diener steigt aus
Und nimmt den größten Baum mit nach Haus.
Ein Mütterchen kommt und prüft und wägt,
Bis endlich den rechten sie heimwärts trägt.
Verloren zur Seite ein Stämmchen stand,
Den faßte des Werkmanns ruhige Hand.
So sah ich einen Baum nach dem andern
In Schloß und Haus und Hütte wandern,
Und schimmernd zog mit jedem Baum
Ein duft'ger glänzender Märchentraum.
Frohschaukelnd auf der Zweige Spitzen
Schneeweißgeflügelte Engelein sitzen.
Die einen spielen auf Zinken und Flöten,
Die andern blasen die Handtrompeten,
Die wiegen Puppen, die tragen Konfekt,
Die haben Bleisoldaten versteckt,
Die schieben Puppentheaterkulissen,
Die werfen sich mit goldnen Nüssen,

Und ganz zuhöchst, in der Hand einen Kringel,
Steht triumphierend ein pausbackiger Schlingel.
Da tönt ein Singen, ein Weihnachtsreigen,
Verschwunden sind alle zwischen den Zweigen.
Am Tannenbaum hängt, was in Händen sie trugen —
Ein Jubelschrei schallt, und von unten lugen
Mit Anglein, hell wie Weihnachtslichter,
Glücklich lachende Kindergesichter.



Verloren.

Längst gesunken war die Sonne;
Nur der Abendröte Glut
Lagen wie verschämt Erinnern
Auf den träumend stillen Fluten.

Von dem Bord des Schiffes klangen
Jugendfrohe Wanderlieder;
Aus des Ufers dunkeln Schatten
Glänzte mild ein Licht hernieder.

Und erhellt von seinem Strahle
Sah ein Boot vorbei ich gleiten,
Sah ein göttlich Weib darinnen
Her zu mir die Arme breiten.

Sehnen faßte mich und Bangen:
Sag, bin ichs, die du erkoren?
Ach, verstummt die Lieder waren,
Und das Boot in Nacht verloren.

Bebend starrt' ich auf die Fluten.
Und noch jetzt nach langen Jahren
Wähn ich, daß in jener Stunde
Mir mein Glück vorbeigefahren.



De Wiepe bliwt stahn.

Der Wind wiegt sich im Ährenfeld,
In goldnem Frieden liegt die Welt.
Da blinkt es und blitzt es vom Wald hervor,
Da zieh'ts sich hinunter, da stäubt es empor.
Auf fliegen kreischend der Krähen Scharen,
Da sprengt es heran — die roten Husaren.
Der junge Führer prüft sorglich die Reihn:
„Das Land hier ist zum Manöver zu klein.
Mein Plan umschließt noch das Weizenfeld,
Dort, wo beim Strohwisch das Bäuerlein hält.
Hinüber, daß ihn entferne der Mann!“
Sofort reitet ein Offizier hindann:
„Das Feld hier kommt uns in die Quer,
Wir jagen euch gleich darüber her.
Euch wächst noch genug für Scheuer und Tisch,
fort mit euch selber und fort mit dem Wisch.“
Der Bauer nimmt sein Käppchen zur Hand,
Noch fester die Rechte die Stange umspannt.
Er blickt zum Reiter empor mit Bedacht
Und dann auf der Saaten goldschimmernde Pracht.
Er blickt und starrt und spricht kein Wort.
„Noch einmal, schnell mit dem Wisch da fort,
Eh unsre Leute verderblich euch nahn!“
„De Wiepe bliwt stahn!“

Da hilft kein Bitten, da hilft kein Drohn,
Der Reiter kehrt wieder zurück zur Schwadron.
Da sprengt zum Bauer der Oberst selbst hin:
„Starrköpfiger Alter, was kommt dir in Sinn?
Der Staat ersetzt dir, was wir vernichten,
Und fühlst du fürs Vaterland denn keine Pflichten?
Fort mit dem Wisch und frei sei die Bahn!“
„De Wiepe bliwt stahn!“

Noch einmal versucht es der Adjutant.
„Bäuerlein, Bäuerlein, brauche Verstand.
Hättst du gewußt, wer mit dir gesprochen,
Du wärest in Ehrfurcht zu Staube gekrochen.
Der Prinz wars, des Thrones künftiger Erbe,
Daß nicht seine Ungnad dich gänzlich verderbe.
Mach schnell wieder gut, was du gethan!“
„De Wiepe bliwt stahn!“

Der Wind wiegt sich im Ährenfeld,
— In goldnem Frieden liegt die Welt



Abendglühen.

Des Hauses Fenster stehn in goldnen Flammen,
Es glüht und sprüht in leuchtendem Gefunkel,
Indes sich in der stillen Kammer bettet
Der Nacht geheimnisvolles, schweres Dunkel.

So leuchtet manchmal auf ein trübes Auge;
Ein sel'ger Schein umloht die bleichen Wangen.
Im Herzen Nacht. — Das sind die letzten Strahlen
Von einer Sonne, die schon heimgegangen.



Kriegsbeute.

„Ins Dorf hinein! Dort winkt der Sieg,
Die Feinde zu Paaren getrieben!“
Und sie stürmen heran, von Begeist'ung entfacht,
Das blitzt und wettert, das donnert und fracht,
Hochauf die Funken stieben.

Wo's sonst so friedlich, wogt nun der Kampf,
Auf allen Straßen und Gassen.
Die Kugel pfeift, es zuckt das Schwert,
Nun kämpfen sie alle um Haus und Herd,
Die wutentfesselten Massen.

Da sprengt ein Reitertrupp heran;
Und wie um die Ecke sie streichen,
Ein Kind verloren am Wege steht,
Das weinend nach seiner Mutter fleht,
— Und ringsum Trümmer und Leichen.

Da beugt sich der erste Reitersmann
Mitleidig hernieder vom Rosse;
Er hebt das Mägdlein zu sich empor,
Und mutig dringen sie weiter vor
Durch Brand und Kugelgeschosse.

Umflammert die Linke auch das Kind,
Gehüllt in des Mantels Falten,
Noch frei ist die Rechte! Den Degen er schwingt,
Es flieht der Feind, seine Fahne sinkt,
Er ergreift sie und weiß sie zu halten.

Der Kampf ist aus. Von Mund zu Mund
Wird jubelnd sein Lob gesungen:
„Heil ihm! Der heute der Menschlichkeit
Und dem Ruhme zugleich seinen Dienst geweiht,
Nun zeige, was du errungen!“

Und wie er den Mantel zurück nun schlägt,
Zu schau'n nach dem lieblichen Kinde,
Da quillts ihm entgegen blutigrot,
In die Brust getroffen, liegt bleich es und tot.
— Hoch flattert die Fahne im Winde.



Die Blätter fallen.

Stillklar die Luft, der Himmel lichtazur,
Und doch — der Tod schleicht über Feld und Flur.
Und auf das Laub des Waldes, rot und fahl,
Legt ängstlich lind,
Ein Mutterblick aufs sterbensranke Kind,
Sich liebevoll der Sonne warmer Strahl.
Da geht ein Zittern durch die hohen Hallen —
Die Blätter fallen.

Und wie sie zögernd, sacht herniederwehn,
Da klingt es leis von Kommen und von Gehn,
Von Blütenduft und tau'ger Maiennacht,
Von munterm Quell,
Von Regenschauern und von Liedern hell;
Von allem, was der Frühling hold gebracht,
Wie Seufzerhauch Erinnerungen wallen —
Die Blätter fallen.

Sei stark, mein Herz! In stillzufried'nem Sinn
Mit allem, was du liebst, stirb kluglos hin.
Am selben Baum, von dem im Todesglühn
Das Blatt nun sinkt,
Schon wieder Knosp' an Knospe grüßend winkt.
Daß sie in einem schönern Frühling blühn
Und wieder neue Lieder jubelnd schallen —
Die Blätter fallen.



Sei bereit.

So mild, so sonnig, ein Spätherbsttag,
Als ob er zu des Maien Zeiten,
Sich heimlich versteckt im tiefsten Hag,
Um nun auf feld und flur zu gleiten.

Die fülle des Lichtes blendet fast
Nach dieser Wochen Nebelgrauen;
Es liegt ein duftig schimmernder Glanz
Verklärend auf den fahlen Auen.

Ein leises Klingen die Luft durchweht,
Ein Hall wie fern verrauschte Lieder;
Durch Baum und Strauch ein Zittern geht:
Wacht auf, nun kehrt der Frühling wieder!

— So grüßt dich oft ein Blick, ein Wort,
So wills sich kosend zu dir neigen,
Als ob versunkenen Glückes Hort
Könnst' wieder hell zu Tage steigen.

O Herz, traue nicht dem süßen Wahn,
Nicht neuer Hoffnung Knospen trage;
Sei kampfbereit! — die Stürme nahen,
Es kommen die kalten, dunkeln Tage.



Unterwegs.

Sie kam vom Markte, und sie ging zum Markt,
Ein bildhübsch, übermütig junges Ding.
Die Laute feck ihr von der Schulter hing,
Ein rotes Tuch sie überm Arme trug,
Und lächelnd ging sie auf und ab den Zug.
Die Plätze sind besetzt, der Schaffner winkt,
Der Führer pfeift, die Bahnhofsglocke klingt,
Da springt sie ins Coupee mit kühnem Satz:
Wo Männer sind, fand ich noch immer Platz!
Sie zwingt sich ein, es fährt der Zug hindann,
Da handelt sie schon mit dem Nachbar an
Und äugelt hin und her mit losen Gesten,
Bis einer ruft: Gieb uns ein Lied zum besten!
Sie stimmt die Laute an, und schrill es klingt
Von rohen Liedern, die die Gasse singt.
Mit einemmal — was fällt dem Mädchel ein?
Singt sie ein Lied, tieftraurig, keusch und rein,
Von junger Liebe fernentlegner Zeit,
Von sel'gem Glück und bitterm Trennungsleid.
Wie Schatten zieht es über ihre Stirn.
Ist das dieselbe schamlos freche Dirn?
Ein Ton in ihrer Stimme sehrend bangt
Wie eines Kindes flehn, das heimverlangt.
In feuchtem Glanze tief ihr Auge taut,
Ein dunkler Waldsee, drin der Himmel blaut,

Und in dem Blick und in der Stimme Klingen
Will eine Seele nach Erlösung ringen.
Erstaunt, ergriffen lauschen all' dem Sang.
Da bricht sie plötzlich ab — die Saite sprang.
Sie legt die Hand, die zitternde, aufs Mieder,
Und tolles Lachen folgt und toll're Lieder. —
Sie kam vom Markte — und sie geht zum Markt.



Sanssouci.

Der Tritt der Wache nur dröhnt auf dem Stein,
Sonst ringsum Schweigen in der stillen Nacht.

Kein Laut im Schloß auch, drin die Sorgen höhrend
Um eines kranken Königs Lager ziehn,
Der „Sorgenlos“ dies Schloß vermessen nannte.
Sie zerren ihn auf der Erinn'ung Pfad:
Des Vaters strenges, zornerglühtes Antlitz,
Des Freundes traurig, blutend Haupt taucht auf.
Im wilden Kampfgetümmel stürzt das Roß,
Die Fahne sinkt, verloren Schlacht und Ruhm!
Er rafft sich auf, er greift mit starker Faust
Dem flücht'gen Sieg verwegen in den Nacken,
Bis er sich wendet und die Stirn ihm krönt.
Dann sieht er sich in seiner Freunde Kreis:
Der Geist ist Herrscher, doch der Witz regiert.
Und wie dem Wort des Wichtigsten er lauscht,
Verzerr'n sich die Gesichter plötzlich, grinsend:
Was willst Du hier, ein Fremder unter uns,
Der uns besiegt und zu uns betteln kommt,
Von unsres Geistes Tisch die Krumen haschend?
Hinweg Du Tropf, Du armer Bettlerkönig!
Er fährt empor — verschwunden die Gesichte.
Die schlaffe Hand greift nach der heißen Stirn:
„Ein Bettlerkönig — und allein, allein!“
Der Knabe, der an seinem Lager wacht,

Starrt auf vom Buch: „Was fehlt euch, hoher Herr?
Soll ich den Arzt im Nebenzimmer wecken?“

„Laß ihn, er kann die Qualen mir nicht lindern —
Was liest Du da?“ „Ein gutes Buch, mein Fürst.“

„Französisch also?“ „Nein, ein deutsches, Herr.“

„So, übersetzt.“ „Nein, deutsch geschrieben und
Gedacht. Ein wunderbares, hohes Werk,
Das in die Nacht des Wahns und Aberglaubens,
Die nur des Hasses wilder Brand erhellte,
Wird leuchten mit der milden Glut der Liebe
Und mit der Wahrheit klarem, heil'gem Lichte.“

„Ein deutsches Buch! Genügsam Kind, du schwärmst.

Doch da der Schlaf mich flieht, so lies daraus,
Das wird gewiß ihn bald zurück mir locken,
Beginn!“ Und er beginnt, mit Beben erst,

Das Auge unverwandt aufs Buch gerichtet,
Doch jedes Wort stählt ihm den innern Mut,
Und immer kühner, voller Zuversicht
Entströmt es siegesfreudig seinem Munde.

Nun zögert er und blickt verstohlen auf.

Des Königs Augen glühen ihm entgegen

Im wundersamen Glanz. „Fahr fort, fahr fort!“

Da springt der Knabe auf und liest begeistert:

„Vor grauen Jahren lebt ein Mann in Osten“ —

Das klingt wie Seher, wie Prophetenwort,
Des Königs Seele hängt an seinen Lippen
Und trinkt die Worte durstig ihm vom Munde.

Und als „So sagte der bescheidene Richter“

Wie eine Offenbarung es verflungen,

Da streckt die Hände er dem Jüngling hin:
„Gieb mir das Buch, daß ich es seh und fasse,
Schwör mirs, mein Knabe, schwör, war es ein Deutscher,
Der das vollbracht? Es kann, es kann nicht sein!
In welchem Winkel lebt er denn vergraben,
Daß nie sein Ruhm zu meinem Ohr gedrungen?
Fast zürn ich ihm, daß er von selbst nicht kam.
O, kurze Frist ist mir nur noch beschieden,
Doch muß ich ihn noch sehn, ins Aug ihm blicken,
Muß noch ein Wort von seinem Munde hören
Und ihm entgegenstammeln: Dank, mein Bruder!
Ein Deutscher und ein solches Werk! Ist's möglich?
Ist schon erfüllt, was ich zu träumen wagte?
Wo war ich denn, ich armer blinder Thor,
Daß ich nur öden Winterschnee gesehn,
Indes der Lenz in heller Blütenpracht
So siegesleuchtend in die Welt gestrahlt?
Nun hab den Arzt ich meiner Qual gefunden!
Geschwind, mein Knabe, o geschwind, wie heißt er?
Wo lebt der edle, göttlich große Mann?“
Im Aug' des Jünglings stehen heiße Thränen.
„Fünf Jahre sind es, Herr, daß er gestorben,
Allein und arm und stolz!“ „Sein Name?!“ — „Lessing“!

Der Tritt der Wache nur dröhnt auf dem Stein,
Sonst ringsum Schweigen in der stillen Nacht.



Im Herbst.

Wie hell im Sonnenschein die Erde lacht!
Als wüßt' sie, daß ihr Lob und Dank geziemen.
Noch ist die Ernte halb nicht eingebracht,
Und weit hinaus schon schimmern goldne Diemen.

Ein milder Wind zieht schmeichelnd übers Feld
Und wiegt sich auf den fruchtoreifen Zweigen.
Und du? Wie war dein Acker denn bestellt?
Sag an, was trug er dir? — O, laß mich schweigen.

Es sproß verheißend auf im Lenzesstrahl,
Da fuhr ein Ungewitter in die Saaten.
Reich ist die Ernte nur an Schuld und Qual,
An gutem Korn ist wenig nur geraten.

Und Glück? Es winkte einmal hold mir zu.
Still Herz, was soll das thöricht bange Hämmern?
Saß in des Winters Dunkelheit und Ruh
Zu stillem Frieden mich hinüberdämmern.



Das alte Ehepaar.

Was weinst Du, Alte? Brauchst mirs nicht zu hehlen.
Ist dirs zu leer, weil uns die Kinder fehlen?

Des Lebens Not und Lust hat sie getrieben;
Heut zog das letzte fort von unsern sieben.

Nesthäkchen, schön und wild und übermütig,
Ein Dornenstrauch im Frühling, tausendblütig.

Sei unbesorgt, das wird sich selbst bewachen.
Das Aug' in Thränen, um den Mund das Lachen,

So schieds von uns. So sahen wir alle wandern,
Wie sie gekommen, eines nach dem andern.

Ein jedes neue Sorgen mit sich brachte,
Und neues Glück mit jedem hold uns lachte.

Wohl wars ein Glück, das über uns gekommen.
Doch hats auch zwischen uns den Weg genommen.

Daß selten unsre Seelen, sorgumfängen,
Noch konnten zu einander frei gelangen.

Nun laß die alte Zeit uns herbeschwören,
Und wieder ganz wie einst uns selbst gehören.

Will auch des Lebens Flut nicht hoch mehr schäumen,
Wir sind noch jung, wir wollen jung uns träumen!

Ich kenn noch Wege, die du nie begangen,
Wo laubumdümmert goldne Früchte hangen.

Ich muß noch tiefer tauchen in dein Leben,
Muß noch vom Grund verborgne Schätze heben.

Und sollt' ich auch aufs neue werben müssen —
Du lächelst, Alte? Wart, ich muß dich küssen!



Auf dem Felde der Ehre.

Eine Episode aus der Cholerazeit.

„Seht, Jungen, wie vom wolkenlosen Himmel
Die Sonne glühend heiß herniederstrahlt,
So wars vor Jahren, als zur Erntezeit
Im fernen Frankreich unsre tapfern Krieger
Bei Mars-la-tour und Gravelotte gekämpft.
Heiß schien die Sonne, heißer war ihr Ringen.
Nur wen'ge Tage noch, wir feiern Sedan;
Da sollt ihr jubeln, sollt euch herzlich freuen,
Doch auch der Helden sollt ihr mir gedenken,
Die auf dem heiligen Feld der Ehre stritten
Und uns die schönste Ernte heimgeholt:
Des Vaterlandes Einheit, Ruhm und Größe!
Das ist des Krieges Segen: Kraftvoll schafft er
Begeisterung, Mut und Opferfreudigkeit,
Und während uns der Friede läßt erschlaffen,
Zieht er allein zum Heldentum uns groß!“

Begeistert sprachs des Elbdorfs junger Lehrer.

Und Sedan kam — und wurde nicht gefeiert.
Verstohlen hatte in die Hansestadt,
Die völkergastliche, die schöne, stolze,
Unsichtbar sich ein graus'ger Feind geschlichen.
Noch wähnte man ihn fern, noch dachte man
An Abwehr kaum, da scholl der Schreckensruf:
Schützt Euch! Sie ist in unsern Mauern schon —
Die Cholera! —

Der Hunger hatte ihr Quartier gemacht,
Die Armut sich, das Elend ihr verbündet,
Und Not und Jammer schritten im Gefolge.
Reich war der Beutezug der Würgerin.
In heißem Sonnenbrand, in schwüler Nacht
Durchschlich die Straßen sie, die engen Gassen,
Und ihre Opfer fielen tausendfach.
Das Leben ward ein Bangen um das Leben,
Und mit der Angst der gegenwärtigen
Die künftige Minute schwer erkauft.

Auch nach dem Elbdorf kam die Schonungslose
Und streckte jähen Schlages Mann und Weib
In einer Hütte dumpfer Kammer nieder.
Die Kranken stöhnten, krümmten sich vor Schmerz,
Die Kinder schrien und jammerten verzagt,
Und alle Nachbarn flohen vor Entsetzen.

Da schritt der junge Lehrer in das Haus
Und wartete der Kranken frohbeherzt
Und sorgte für die Kleinen liebevoll
Und kochte, wusch und reinigte und feulte,
War alles — Wärter, Magd und Arzt zugleich.

Zwei Tage und zwei lange, lange Nächte
Stand er allein im Kampfe, ohne Rast
Heiß ringend mit des Todes Grau'ngestalt.
Kein Sonnenstrahl, kein milder Mondeschimmer
Drang tröstend in den düstern Raum, und keiner
Bot hilfreich ihm die Hand zum schweren Werke.
Zwei Tage und zwei Nächte lang allein! —

Doch er blieb Sieger; ungefährdet spielten
Die Kinder sorglos an des Grabes Rand,
Und rein im Glanze der Genesung strahlte
Der Eltern Auge dankend ihm entgegen.

Da ging er fröhlich heim und legte sich
Todkrank in seiner Kammer hin — und starb.

Am nächsten Sonntag trug man ihn hinaus,
Und eine schöne Rede hielt der Pfarrer.
Die Frauen und die Mägdlein schluchzten laut,
Die Männer senkten wie beschämt den Blick,
Doch in der Knaben Augen war ein Leuchten
Von stolzem Mut und künft'ger Thaten Drang.



Weihnachtsmarkt.

Bude an Bude in langer Reih,
Lärmen und Toben und wildes Geschrei,
Rasseln und Klingeln und Trommeln und Schellen
Weithin die weite Nacht durchgellen.
Bunte Wimpel, flackernde Lichter;
Hinter den Brettern bleiche Gesichter,
Die auf den Käufer fröstelnd harren,
Gierigen Blicks nach dem Groschen starren.
Auf und nieder im frohen Gedränge
flutet die festlich geputzte Menge.
Nur des Mannes Blick dort verrät,
Daß er Kummer und Elend erspät,
Daß er hinter dem prangenden Schimmer
Sieht eines Daseins trostlose Trümmer,
Daß er aus dem lustigen Klingen
Hört den Schrei der Verzweiflung dringen.
Neben ihm wandelt glückstrahlend sein Kind,
Spürt nicht den kalten Dezemberwind,
Schüttelt die leichten Winterflocken
Lächelnd sich aus den blonden Locken,
Streckt verlangend die kleine Hand
Hin nach dem flitter, dem gleißenden Tand,

Wähnt, hinter jedem Leinwandfleck
Nüsse ein Paradies sich verstecken.

Stoßen und Drängen und Vorwärtsstreben.
Ist es der Weihnachtsmarkt — ist es das Leben?



Obdachlos.

Es flimmert der Schnee, der Nebel wassl,
Die Nacht ist rauh und bitterkalt.

Ein Bettler steht bei dem Marmorbild,
Das sorgsam mit Zeug und Brettern umhüllt.

Doch wie auch der Alte sich krümmt und reckt,
Er wird von den Lumpen nur dürftig bedeckt.

Der Haß allein hält ihn noch warm,
Drohend hebt er zum Bilde den Arm:

„Dich schützen sie vor des Wetters Graus,
Mich treibt man in Nacht und Elend hinaus.

Das Zuchthaus wäre der einzige Ort,
Der nicht von der Schwelle mich stieße fort.

Keine Arbeit, kein Heim, keinen Bissen Brot,
— Ich will nicht hinein, lieber den Tod

Und das Recht, bis zum letzten Atemzug
Entgegenzuschleudern euch Fluch auf Fluch!“

Sein Arm sinkt nieder, er stürzt auf den Stein.
— Sie fanden erstarrt ihn beim Morgenschein.



Fastnacht.

Zum stillen Winterwald zogs mich hinaus.
Tief überschneit stand ringsum Strauch und Baum;
Kein Hall, kein Hauch umher, zuweilen nur
fiel eine flocke lautlos auf den Grund,
Und leise zitterten die schweren Zweige
— Hier ist der Ort, hier, wo im tiefen Winkel
Die Buchen traulich an den Tann sich schmiegen,
Da saßen wir zur lichten Sommerzeit,
Da hab ich Dich in heißer Glut umfassen,
Da hast Du mich verlangend wild geküßt
Und unter Küßsen — immer hör' ichs noch —
Frohlockt, gejubelt: Dein, auf ewig dein!
Auf ewig — ach, die Ewigkeit war kurz.
Ein Tag, vielleicht auch ihrer zwei sogar,
Da flogst du mir von dannen wie die Amsel,
Die in den Wald sich schwang bei deinem Schwur.
Wohin? Warum? Ein Rätsel stehts vor mir;
Mein Leben hängt daran, daß ich es löse. —
Voll Haß und Sehnsucht irr' ich nun umher
Und such und frage, ob der Antwort bangend,
Und fluch dem Tage, da ich dich gefunden,
Und fluch mir selber, dem bethörten Feigling,
Der nicht verachten, nicht vergessen kann. —
Da horch! Vom Dorf her tönen lust'ge Weisen,

Die Geige klingt, und die Trompeten schmettern,
Es singt und juchzt und lärmt — Fastnacht ist heute!
Fastnacht! Nur heute? Ja, die Welt ist närrisch,
Und närrisch ist das Leben und die Liebe.
Und Narr am meisten, wer nicht Narr sein kann.
Nur buntes Gaukelspiel ist alles, alles!
— Vermummt, jetzt seh ichs klar, ist auch der Wald,
Im weißen Domino steht er verkleidet.
Doch unter seiner Hülle grünts und blühts,
Ein Ruck, sie fällt, und vogelsangdurchflungen
Rauscht er im Sommerglanze mir entgegen.
Auch sie hat sich vermummt nur und verkleidet
Und lächelt still, auf die Enthüllung harrend.
Fastnacht ist heut, heilho! die Welt ist lustig,
Und lustig ist das Leben und die Liebe,
Und hell vom Dorf her klingts und singts und jubelt's,
Und auf zum Tanz, zum Tanz mit meiner Liebsten,
Locken Trompeten und Geigen



Soll.

In meinen Büchern saß ich tief vergraben
Und rechnete mit Fleiß mein Soll und Haben.
Da geht die Thüre auf, mit halbem Blick
Seh ich mich um. Ich kenne sein Geschick,
Ein guter Kerl, grundehrlich und gescheit,
Doch mit dem Schicksal immerdar in Streit.
Kaum hat er einen Pfennig in der Hand,
Da kommt das Unglück sporenstreichs gerannt
Und fordert zwei von ihm und quält und prellt,
Bis er mit Blut ihm zahlt anstatt mit Geld.
War gestern krank sein Weib, ist's heut ein Kind,
Und diesmal gar ihrer zwei es sind.
„Wie geht es Hansen?“ „Na, wie soll es gehen?
Könnt ihr nicht einmal nach den Kindern sehen?“
„Gleich, gleich! Nur einen Augenblick Geduld.“
Und sitze wieder festgebannt am Pult,
Und zähl die Posten wiederum zuhauf —
Da stöhnt es hinter mir so qualvoll auf,
Daß ich erschrocken nach der Thür mich wende.
„Herr Doktor, ach, es nimmt kein gutes Ende,
Wie ich auch schuff', ich weiß nicht ein noch aus.“
„Mut, Hansen, Glück kommt über Nacht ins Haus.
Verhungern läßt der liebe Herrgott keinen.“
„Verhungern nicht, doch hungern läßt er einen!“

Heraus in Wut, im grimmigen Haß das prallt,
Ein jedes Wort wie eine Faust geballt. —
Mich aber hats in tiefster Seel' gepackt.
Hat er nicht recht, der so sich müht und plackt?
Ich weiß, er steht im Kampf, dem schwersten, größten,
Und wags, mit leeren Worten ihn zu trösten.
Und sitz dabei in still behäb'ger Ruh —
Im Groll mit mir schlag ich mein Hauptbuch zu.
Ob noch so hoch die einen Summen reichen,
Ich kann mein Soll doch nimmer ganz begleichen,
Muß neben solchem Mann als Schuldner stehn.
„Kommt, Hansen, laßt uns zu den Kindern gehn.“



Ein Ziel.

Ich wußt es wohl, es war nichts als ein Traum,
Und nimmer konnt' er Wahrheit werden,
Und doch hab ich im Herzensgrund gedacht:
Was wird nicht alles wahr auf Erden!

Ich bin erwacht, ins Auge brennt der Tag;
Wie öd und still sind alle Räume!
Ans Werk! Von fern winkt doch ein schönes Ziel:
Ein sanfter Schlaf — und ohne Träume.



Wohin.

Es war im ersten Lenzeswehen,
Ein Glückstraum zog durch Herz und Sinn,
Die Knospen schwellen schon am Schlehen,
Da hört ich ein Wort im Vorübergehen:
„Wo soll ich hin?“

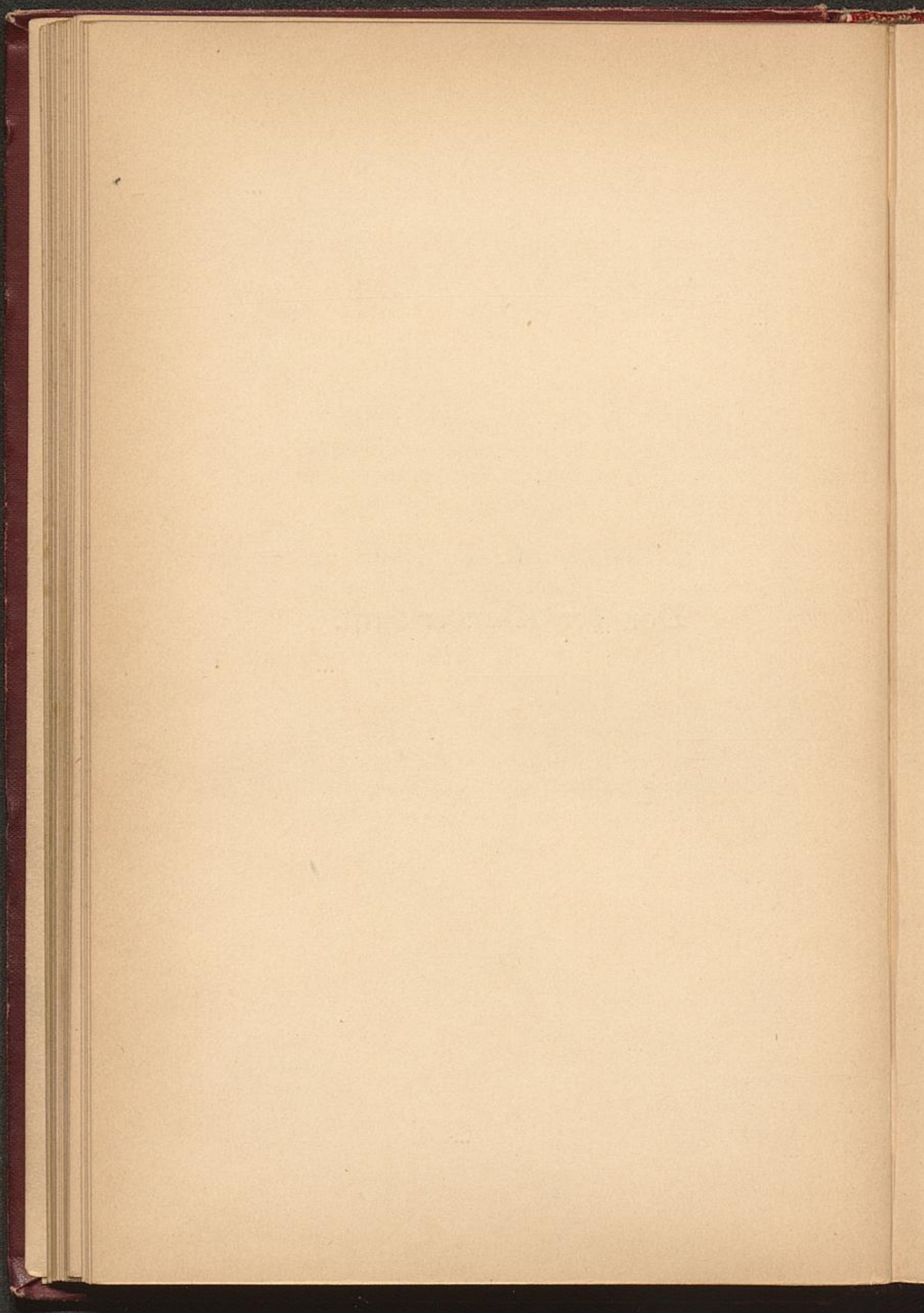
Ich sah empor. Zwei hohe Gestalten,
Ein bleiches Weib, ein stolzer Mann.
Sie wollt' an seinem Arm sich halten,
Er zog die Stirn in krause Falten:
Was gehts mich an?

Nun blühen und duften die Springen,
Und jeder Halm frohlockt: ich bin!
Die Schwalbe baut; rings Glanz und Singen.
Ich hör' das eine Wort nur klingen:
Wo soll ich hin?



II.

Von der Wanderschaft.





Ich wandre sonder Zweck und Ziel,
Das ist das rechte Wandern.
Die Bächlein fragen nicht wohin,
Und kommt doch eins zum andern.

Ein wenig Grün für meinen Hut
Und Blumen giebts allwegen,
Und wenn der Sonnenschein nicht lacht,
Erstren ich mich am Regen.

Und ist's kein fröhlich Menschenkind,
So sind die lustgen Wellen,
Die Lieder hell, die Wolken hoch
Die trauten Wandergesellen.

Wenn auch die Heimat noch so fern,
Winkt mir nur eine Klause,
Ein freundlich Aug', ein guter Trunk
— Da bin ich gleich zu Hause.



An der Elbe.

Auf den weißen Hütten am Strand
Liegt verklärend das Abendrot.
Mitten im Strom, noch die Segel gespannt,
Anfert des Fischers heimkehrendes Boot.

Grüßend vom Deich her ein Weib ihm winkt,
Eilends ein Kahn in die Fluten schnellst,
Kraftvoll ein Knabe das Ruder schwingt,
Und vorn am Bug ein Hündchen bellt.

Heller leuchtet der Abendschein,
Heimlich rauschen die Wogen vom Glück,
Stumm schaut und ernst der Fischer drein.
Denkt er an Meer und Stürme zurück?



Die Heide.

Märzsonnentag flimmert auf der Heide,
Sein Atem ist jubelnder Lerchenschlag.
Sie schauert in ihrem schlichtdunkeln Kleide
Und harret des Wunders, das kommen mag.

Schon seh ichs heimlich glühen und gleißen,
Lichtgolden hervor unterm Saume es schaut.
Er kommt, dein Bettlergewand zu zerreißen,
Aschenbrödel, du Königsbraut!



Auf der Lütze.

Blütenkronen überm Haupte,
Blütenkronen zu den Füßen;
Aus dem dunkeln Teich herüber
Bleiche Rosen träumend grüßen.

Zögernd fällt der Regen nieder,
Jede Blüte küßt er lüftern;
Welch ein märchenhaftes Raunen,
Welch ein heimlich trautes flüstern!

Durch die duftberauschten Lüste
Hallt ein Klingen fernverloren.
Ahnungsvoll durchziehts die Seele —
Lieder werden hier geboren.



Der Aglei.

Wie vom Mutterarm umfassen,
Still der See im Walde ruht;
Kosend neigen sich die Zweige
Über seine klare Flut.

In der Riesenbäume Wipfel
Singt ein Schlummerlied der Wind;
Durchs Geäste lugt die Sonne,
Und sie küßt das holde Kind.

Plötzlich zuckt auf seinem Antlitz,
Eine Möve flog daher. —
Träumt dem stillen, kleinen Waldsee
Von dem großen, wilden Meer?



Pfingsten.

Auf Rügen.

Pfingstmorgen dämmert. Hoch auf dem Felsen,
Dem schimmerndweißen, waldumkrönten,
Steh ich und harre der kommenden Sonne.

Das ist die heilige, schwere Stunde;
Wo das Licht mit der Finsternis ringt,
Wo dem Tage entgegen sich sehnt,
Was von Dunkel und Nacht umschlossen,
Wo das rechte, thatschaffende Wort
Sprengt den Zauber und löst den Bann. —

Um mich wallen gespenstische Nebel,
Schweben verräterisch über dem Abgrund
Auf und nieder
Und bergen in ihren dunkeln Falten
Trug und Verderben.

Neben mir in den jungen Zweigen
flüsterts leis von Lenz und Liedern;
Aber drunten hervor aus der Tiefe
Braust es stöhnend und rauscht es klagend,
Klagen von längstversunkenen Städten,
Die der Neid der Götter begraben,

Klagen von sturmzerspellten Schiffen,
Die in der Tiefe gefesselt liegen.
Schlachtkommandos und Sterberöcheln,
Liebesseufzer, Verzweiflungsschreie
Hallten empor und wachsen und schwellen,
Strömen in einen schaurigwildten,
Sehnsuchtdurchbebtten Ruf zusammen:
Pfinstern ist da! Erlösung, Erlösung!

O, wer es fände das köstliche Wort,
Wer es erlauschte im Sturmesbrausen,
Wem es im Wogenrauschen ertönte,
Oder im Kampf mit den finstern Mächten
Jauchzend hervor aus dem Herzen spränge!

— Um mich wallen gespenstische Nebel;
Dunkle Nachtgestalten fauchen
Höhnend den feuchten Hauch mir ins Antlitz.
Aber unverzagt auf der Warte
Steh ich und lausche den ewigen Klagen,
Und nach Erlösung mit ihnen mich sehnd
Harr' ich der kommenden Sonne!



Der Teich.

Es liegt ein Teich, ein dunkler
Dicht an des Weges Rand.
Vorüber zieht die Straße
fröhlich ein junger Fant.

Zum Hüttlein zwischen den Tannen
Leuchtend die Augen spähn;
Er träumt von junger Liebe
Und singt von Wiedersehn.

Der Weidenbaum, der alte,
Schaut bebend hinab in die Flut:
Sing du nur fröhlich weiter,
Ich weiß, wer drunten ruht.



Im Höllenthal.

Hochragende Felsen,
Verwittert Gestein,
Tiefbrausende Bäche,
Lichtgrünender Rain,
Und zwischen den dunkeln Tannen
Verlorner Sonnenschein.
— Du arme, einsame Seele,
Wie kannst du so glücklich sein!



Am Königssee.

Es schläft der See, umbettet rings
Von tannengrünem Berggelände,
Noch einmal blickt der Tag herab
Hoch über schroffe Felsenwände.

Andächtig Schweigen. Die Natur
Hält eine stille Seelenfeier.
Die Nacht steigt aus der Tiefe auf,
Umwallt von blauem Nebelschleier.

Und mich erfasst ein tiefes Weh,
Ein heißes, sehndes Verlangen
Nach allen, die ich einst geliebt
Und die schon schlafen sind gegangen.



In der Klamm.

Uraltersgraue, wolkenhochragende
Felsenwände.
Sie rücken zusammen,
Sie zwängen ihn ein,
Umklammern ihn mit feinerer Faust
Und werfen ihm dräunend
Riesenblöcke
Quer in den Weg.
Bebend hängt an dem höchsten Grat
Ein grünender Strauch,
Zitternd lugt über den Abgrund
Ein Sonnenstrahl.
Über der Bach, der jählingsgefesselte,
Glüht und tobt
Und ächzt und stöhnt
Und zerrt und schäumt
Und reißt sich los
Und rast in die Tiefe.
Von den Hängen strömt es nieder;
Über die Schluchten braust es wirbelnd,
In den Lüften zerstäubt es fliehend,
Als ob die starren Massen zerschmolzen
Und jubelnd ihm nach in den Abgrund stürzten.

Doch der Befreite,
Keuchend noch von der Wucht des Kampfes,
Eilt in kraftgeschwellten Sprüngen
Jauchzend von dannen.
Manchmal scheint er im Laufe zu zögern,
Als ob verstohlen er rückwärts blicke,
Schauernd gedanke, was er erlebt
In der Berge Nacht, in der Felsen Geflüst
Und in Abgrundstiefen.
Weiter! Weiter!
Daß ihr ers erzähle,
Die seiner dort wartet,
Sonnenslächelnd am Ufer gestreckt,
Blumenbefränzt,
Der jungen Flur!



Im Nebel.

Empor aus dieses Thales Enge,
fort von der Menschen wild Gedränge,
Aus dieser dumpfen Modergruft
Hinauf in freie Bergesluft!
Daß sich ein Hauch belebend senke
Auf meiner Stirne welkes fahl.
Daß ich das trübe Auge tränke
Mit reinem, lichtem Sonnenstrahl!

Empor! hin an den Felsenlahnen
Muß ich zur Höh den Weg mir bahnen.
Erklommen! und — rings um mich her
Ein einz'ges graues Nebelmeer.
Kein Laut, kein Farbenton, das Rollen
Des Zeitenrads ist eingestellt,
Und tief im Abgrund dort verschollen,
Versunken liegt die weite Welt.

Sie sei versunken, sei vernichtet
Die Stätte, wo die Willfür richtet,
Gestrichen aus der Welten Kreis
Die blutgetränkt, bedeckt mit Schweiß!
Wo frecher Lust die Hohen frönen,
Wo Liebe sich um Lohn verdingt,

Im Sklavenjoch die Armen stöhnen,
Und Lug und Haß das Szepter schwingt.

So soll von frevelndem Geschlechte,
Das nimmer fand das Wahre, Rechte,
Ich übrig bleiben denn allein?
Ein Schritt — zerschmettert mein Gebein!
Da fängt es an, sich rings zu regen,
In Wolken leicht mich zu umwehn,
Emporzustreben, sich zu legen —
Will eine neue Welt entstehn?

Und durch des Nebels graue Wellen
Die weißen Bergespitzen schwellen;
Noch halb von trübem Dunst bedeckt,
Die Felsenwand empor sich reckt.
Und wilder wirbelts, wogt und brauet
Und drängt sich in des Abgrunds Schlucht,
Und jäh zerreißt es — und da blauet
Der Alpsee in der Föhrenbucht.

Es werde Licht! Die Sonne leuchtet,
Die Wälder glänzen taubefeuchtet,
Die Berge heben frei die Stirn,
Und drüben strahlet Firn an Firn.
Verstohlen nur aus nächt'gen Schlünden
Lugt todesmatt der Nebel her,
Es glüht und glitz an Gletscherschründen,
Und dort am Himmelsfaum — das Meer!

Sei mir begrüßt, du Welt, du neue!
— Doch wie bewundernd ich mich freue,
Erscheint mir alles wohlvertraut;
Hast keine neue Welt geschaut.
Blickst reinen Sinns nur in die Thale
Von wolkenloser Höhe hier,
So eifre nach dem Sonnenstrahle:
Schaff' Licht! und Licht wird es in dir.

Flieh nicht die Welt! Mit heiterm Mute
Such' nur das Schöne, thu' das Gute!
Obs auch gering dir selbst erscheint,
Genug, wenn Einer dich beweint.
Und Furcht und Sehnsucht mich erfassen,
Mich drängts, hinab zum Thal zu gehn.
Und, seis zum Lieben, seis zum Hassen,
— Ich muß ein Menschenantlitz sehn.



Hochsommer.

Steil war der Pfad und glüh der Sonnenbrand,
Von weiter Wandrung fühl' ich mich ermattet.
Ich werf' mich nieder an des Weges Rand,
Von hohem Korn erquickend überschattet.

Noch blühts am Grunde blau und rot und weiß;
Doch golden glänzen Halme schon und Grammen.
Da beugt sich über mich und flüstert leis:
„Wars nur ein Traum? Zog schon der Lenz von dannen?

Wie lang ist's her, daß wir -- wars gestern nicht? —
Noch werdensfroh gereckt die jungen Glieder,
Getränkt von Tau, umstrahlt von Maienlicht,
Und über uns der Lerche Jubellieder.

Noch immer singt die Lerche, immerfort,
Und doch" — im Wind wie Sterbeächzen klingt es.
Mich schauerts kalt. — Wer kommt vom Hügel dort?
In seiner Hand wie eine Sense blinkt es.



Müde.

Goldne Abendstrahlen schmiegen
Sich an dunkler Föhren Äste;
Alle Vögel heimwärts fliegen
Schwingenmüd nach ihrem Neste.

Wind und Waldesblumen tauschen
Schlummergrüße, heimlich leise;
Thalwärts hör den Bach ich rauschen
Eine alte, trübe Weise:

Wandern, immer weiter wandern,
Seit ich ließ die Felsenklause,
Ruh'n dürfen alle andern,
Sag, wann kommen wir nach Hause?



Auf Sylt.

Bis zur Himmelsbläue
Weit das Meer erglänzt.
Sehnsucht mich umflutet,
Tief und unbegrenzt.

Möchte liebend umfassen,
Was ich nie eigen genannt.
Ewig gleichen Dranges
Wallen die Wogen zum Strand.

Aus der Tiefe klingen
Alte Sagen herauf.
fern am Horizonte
Taucht ein Segel auf.



In heißem Drange kommst gezogen,
In jäher Unrast stürmst daher,
Hoch flattern rauschend seine Wogen,
Wohin, wohin, du wildes Meer?

Ahnt dir, daß hinter jenen Hügeln
In lichter Abendröte Glut,
Umfächelt von des Friedens Flügeln,
Die stille Heide träumend ruht?



Hochauf erbraust das wilde Meer,
Laut rauscht des Sturmes Gefieder,
Durch dunkle Wolken ängstlich lugt
Der bleiche Mond hernieder.

Noch kämpft das Schifflein, gebrochen der Mast,
Das Segel zerfetzt von den Winden.
— Du arme Seele irrst umher
Und kannst das Land nicht finden.



Ein Sehnen zieht durch meine Brust,
Ein stürmisches Verlangen,
Mit Schauern packt es mich und Lust,
Mit qualerfülltem Bangen.

Es lockt und lockte überall,
Wenn alle Wünsche schliefen.
Woher? Ein ferner Glockenhall.
Wohin? In Abgrundstiefen. —

So mag wohl hinterm Dünenrand
Die Heide träumend lauschen,
Sie hört vom nahegelegnen Strand
Des Meeres Wogen rauschen:

Das rauscht und braust am Kliff entlang,
Das ist nicht Windeswehen.
Woher der seltsam mächt'ge Klang?
O könnt ichs einmal sehen!

Da rast die Sturmflut hoch daher,
Klimmt durch der Dünen Lichtung;
Da schaut die stille Heide das Meer,
Das Meer — und die Vernichtung.



Die Brücke.

Komm, Vater, schau zur Sonne übers Meer,
Von Strahlen baut sich eine Brücke her.
Das glüht und schimmert wie von Kronenglanz,
Auf jeder Welle liegt ein goldner Kranz,
Doch ringsumher einfarbig ödes Grau,
Nur golden strahlts, wo ich zum Himmel schau.

Du irrst, mein Kind, wo nur ein Auge klar
Zur Sonne blickt, stellt sich die Brücke dar.
Und siehst du sie von deinem Ort auch nicht,
Sie strahlt nicht minder drum im goldnen Licht.
Wie trübe auch die flut, wie öd der Strand,
Ob hoch, ob tief, wo immer auch dein Stand,
Die Brücke findest du — mit reinem Sinn
Blick nur zur Sonne, nur zur Sonne hin!



Nach der Saison.

Ich weiß es, die „Saison“ ist aus,
Drum flücht ich just ans Meer hinaus;
Dort zieh ich aus die Werktagsschuhe,
Da find' ich Frieden, da find' ich Ruhe. —

Herbstwinde über die Heide gehen,
Um Strande noch die Hallen stehen
Und Körbe und Karren und Stuhl und Zelt.
Das war 'ne lustige Badewelt!
Das flirrt und fächelt noch an dem Strand,
Das kichert noch aus dem Dünen sand,
Das schwört und verrät, das zischelt und lacht,
Hat alles mit ans Meer gebracht. —

Doch dort, wo die kleinen Hügel sind,
Da flattert ein Fähnchen noch im Wind,
Was schau ich? Sandhäuser und Türme und Wall
Und Kindertritte allüberall!
Noch seh' ich die kleinen Mäuschen sich rippeln,
Ich seh' sie barfuß im Sande trippeln.
Die Festung dort hat mein Bube gebaut,
Wie trotzig er in die Wogen schaut!
Der fürchtet sich nicht vor Flut und Wind,
Das ist ein echt Westfalenkind.

Heidi, wie stolz er die Fahne schwenkt!
So recht! vor keinem den Blick gesenkt.
Steh fest, umbraust auch vom Wogenbrand,
Bist selber ein Kaiser mit Krone und Land.
Die Locken fliegen ihm um die Stirn —
Grüß Gott, auch du, meine süße Dirn?
Was machst denn du für ein bang Gesicht?
Die Welle kriegt dich noch lange nicht.
füll nur dein Eimerchen geschwind!
Zu deinen Füßen sie machtlos verrinnt,
Greif nur den Stern, den die Flut dir gebracht!
O weh, nun hat sie doch naß dich gemacht!
Da kommt aus dem Zelt die Mutter hervor —
Wo bin ich? Was träum' ich? Ich armer Thor!
Ich bin ja allein, wie immer ichs war,
Vorbei ist der Sommer und bleich ist mein Haar,
Am Strande die öden Hallen stehen.
— Herbstwinde über die Heide gehen.



Am Wattenmeer.

Ich schau ins Abendrot. Das Wattenmeer
Erstrahlt in tausendfarb'gen tiefen Gluten,
Und goldne Purpurströme langsam fluten
Verdämmernd um der Inseln zahlreich Heer.

Tagsüber Schmutz und Schlamm die weite Bahn.
Nun glänzt und schimmerts wie ein Reich der Feen,
Wo Zauberdinge wundersam geschehen.
Am Horizont der dunkle Ocean.

Liegt heutelauernd heimlich dort der Tod?
Hell leuchtet vor mir auf mein ganzes Leben.
Und Not und Leid und Gram seh ich umgeben
Von lichthem Glanz. — Ich schau ins Abendrot.



Heimatstätte für Heimatlose.

Hinter hoher Dünenwacht
Liegt ein Ort in tiefem Frieden.
Wer in Sturm und Wetternacht
Aus des Lebens Kampf geschieden,
Wer zum heißersehnten Strand
Sich im Tode noch gerettet,
Fern der Heimat, unbekannt,
Ward zur Ruhe hier gebettet.

Schmückt's kein Denkmal auch, kein Stein,
Kann kein Namen es bekunden,
Liebe hat und Sonnenschein
Doch das stille Grab gefunden.
In dem dunkeln Heidekranz
Leuchtet eine Dünenrose.
Golden strahlt im Abendglanz:
Heimatstätte für Heimatlose.



Auf dem Ocean.

Die Sonne sank. Vom Meeresgrunde
Kam Dämmerung emporgezogen
Und legte heimlich ihre Schatten
Tief zwischen goldumsäumte Wogen.

Deckauf, deckab ein fröhlich Wandern,
Ein Plaudern, Rufen, Scherzen, Lachen.
Da sieh, ein Ewer! und daneben
Ein Fischer in dem kleinen Nachen.

Wenn jetzt ein Sturm dazwischen führe,
Verloren Mann und Schifflein wäre.
Und fröhlich klingt ein Lied herüber,
— Ein deutsches Lied auf fernem Meere.

Wie still ist es auf Deck geworden!
Zur Keeling jung und alt sich drängen
Und lauschen wehmutsfeuchten Blickes
Den alten lieben Heimatsklängen.

Das Lied erstirbt. Am Horizonte
Der Fischer und sein Kahn versanken,
Und still, umhüllt von Nebelschleiern,
Zog Heimweh um des Schiffes Planken.



Allein.

Wo am rauschenden Strome
Hoch der Deich sich streckt,
Stehn die kleinen Hütten
Blütenüberdeckt.

Jubelnde Kinder spielen
An dem grünen Hang;
Schwalbengezwitscher im Neste,
fernher Glockenklang.

Über meinem Haupte
Ziehen Wolken schwer;
Kreischend fliegt die Möve
Rastlos hin und her.

Meinen Tachen treib ich
In die flut hinein.
Höhnend rauschen die Wogen:
Ewig allein, allein!



Elisabeth.

Auf Amrum wars, beim Schiffer Petersen.
Ein schweres Unglück hatte meuchlings mich
In meinem schönsten Traume überfallen,
Und vor mir selber grau'nd, vor Selbstmord, Wahnsinn,
War ich ans Meer dem Druck der Stadt entflohn.
Doch keinen Frieden fand ich; Well' auf Welle
Kam sterbensmüd ans Ufer, leise klagend:
Warum? warum? Mein Boot trug mich von Strand
Zu Strand, zu jenen weltentlegnen Inseln,
Wo, wie der Ocean, der Menschen Leben
In ew'gem Gleichmaß tief und einsam flutet.
Und auch auf ihrem Angesichte lag
Ein Zug von stillem Schmerz und von Entsaugung,
Und in den großen Augen stand die Frage:
Warum? warum?

Auf Amrum wars, der Alte,
Der Speis und Herberg gastlich mir geboten,
Erzählte mir von seinen Meeresfahrten,
Und über das durchfurchte, braune Antlitz,
Das, wie beschneit Gebüsch den Winterhafen,
Ein greiser, strupp'ger Bart umrahmte, flog
Zuweilen der Erinnerung lichter Schimmer.
„So hab ichs vier Jahrzehnte lang getrieben,
Aus Sturm und Brandung kam ich ungeschädet,

Das Meer ist treu, das Land jedoch —“ er schwieg
Und hob den Blick zur Wand verklärten Auges
Und flüsterte bewegt: Elisabeth!

Ich sah empor; grad oberhalb der Thür,
Dem Lehnstuhl gegenüber, hing ein Brett,
Vom Schiffsbug eine Planke, drauf hellleuchtend
In goldnen Lettern stand: Elisabeth.

Der Alte las die Frage mir vom Munde.
„Ich war inzwischen“, fuhr er fort, „bejahrt
Und müd geworden und es zog mich heim,
fortan in Ruh bei meinem Kind zu leben.
O, sie war gut und schön, Elisabeth!
Die einz'ge, die von allen mir geblieben.
Wenn ich im fernen Land ans Ufer trat
Und sah die andern Mädchen, schlank und blühend,
Da dacht ich, sie ist größer doch und schöner,
Und ihre blauen Augen leuchten tiefer.
Wenn uns auf hoher See ein Sturm umraste,
Sprach leis ich ihren Namen, und mir wars,
Als ob ich eine Heil'ge angerufen,
Und frohe Zuversicht erfüllte mich.
Nun kam ich heim, noch einmal sah ich sie,
Sie streckte mir die bleiche Hand entgegen,
Sie lächelte mich an und starb. —
Da bin ich manchen Tag und manche Nacht
In wildem Schmerz am Strand umhergeirrt;
Und wie ich einst hinab verzweifeln starre,

Legt schmeichelnd mir die Flut ein Brett zu Füßen,
Und mir entgegen glänzt: Elisabeth!
Das ist des Meeres Gruß! Das Meer ist treu!
Ich nahm das Brett und trugs in meine Kammer,
Und wenn ichs anschau, ist's ein stiller Trost.“

Und wieder sah er nach der Inschrift hin,
In Träumen und Erinnerung ganz versunken.
Mir aber war die Seele tief bewegt.
Ich sah vom Sturm gepeitscht, verirrt im Nebel,
Ein Schifflein schwanken auf den hohen Wellen.
Voll Sorge schaut der junge Kapitän
Hinaus in Sturmgebraus, in Gischt und Brandung.
Des trauten Heims, des holden Weibes denkt er,
Mit deren Namen er sein Schiff getauft.
Und wie ein Zauberwort, das Rettung bringt,
Das Sturm- und Flutengeister bannen muß,
Haucht fröhlich lächelnd er: Elisabeth!
Umsonst, der letzte Stern verbirgt sich hinter Wolken,
Die Klippen ducken sich verräterisch,
Die Brandung züngelt nach dem Bord empor,
Und triumphierend auf den weißen Wogen
Zieht heutigierig hoch einher der Tod.
Da krachts, und nieder stürzen Mast und Schiot,
Hin über Deck rast brüllend eine Sturzsee,
Ein geller Schrei, ein Jammern und ein Stöhnen,
Elisabeth! klingt hell es aus den Trümmern,
Elisabeth! noch einmal leis verhallend, —
Und stumm ist, was ein Menschenantlitz trägt.

Warum? Warum? schreits bitter in mir auf,
Warum dies Weh, dies tausendfält'ge Elend?
Warum? Um einem lebensmüden Greis
Auf fernem Eiland schwachen Trost zu bringen?
Nicht Lösung ist es, nicht Gerechtigkeit. —
Doch seis darum! Ich will nicht länger murren,
Will still mein Unglück tragen, gläubig hoffend,
Daß irgendwo doch auf der weiten Erde
Zum Heil es einem armen Bruder sei.
Und kommen Zweifel mir und Klagen wieder,
Dann denk ich an den Blick, mit dem der Alte
Zum Brett emporgesehn, an jenen Ton,
Mit dem versöhnt er sprach: Elisabeth!

III.

Dem Andenken meiner Mutter.

Dem Studenten Johannes Müller.

III



Am Meer.

Ich bin mit dir am Meer gegangen,
Mein Arm, o Mutter, dich umfing;
An deinen hagern, bleichen Wangen
In Sorgen schwer mein Auge hing.

Es gaben zwei dir das Geleite,
Wir wandelten in Abendrot,
Ich ging dir an der einen Seite,
— Und an der andern ging der Tod.

Du ahntest nichts; voll Lust am Leben
Hast du aufs Meer hinausgespäht,
Und deiner Lippen wortlos Beben,
Dein Blick war wie ein Lobgebet.

Du sprachst von deinem Enkelknaben,
Dein Auge strahlte Seligkeit,
Vom Vater, schon so lang begraben,
Und von der eigenen Jugendzeit.

Ich legte sonder Scheu dir offen,
Wars auch verwelkt schon und bestaubt,
Mein tiefstes Sehnen und mein Hoffen,
An das ich selbst kaum mehr geglaubt.

Und zwischen unsre leisen Worte
Des Meeres Brausen laut erklang,
Bis durch der Abendröte Pforte
Der Tag in Träumen niedersank. —

Und immer, fehr' zum Meer ich wieder,
Umweh'ts wie Heimatluft mich traut:
Im Rauschen seiner ewigen Lieder
Hör' ich der Mutterstimme Laut.



Sabbathruh!

In meines Lebens wilde Stürme
Bricht oft ein Friedensklang herein,
Da muß ich meiner Mutter denken,
Und alle Schmerzen schlafen ein.
Und mild seh' ichs von ferne leuchten,
Ich ziehe aus die Wanderschuh
Vor meiner Kindheit heil'gem Boden —
Willkommen, süße Sabbathruh!

Dem kleinen Zimmer strahlt die Lampe,
Die siebenarm'ge, hell hinaus,
Und vor ihr steht die Mutter betend
Und breitet ihre Arme aus.
Des Lebens staubbedeckte Sorgen
Verschloß sie in des Werktags Truh,
Und frei und fröhlich jauchzt die Seele:
Licht und Freude und Sabbathruh!

So hoffte sie von Woch' auf Woche,
So ging sie ihren Pilgerpfad,
So trug sie leicht die schwerste Bürde;
Und als der Tod sich ihr genaht,
Ein Lächeln überflog ihr Antlitz,
Sie schloß die müden Augen zu
Und sang — that sich schon auf der Himmel?
Licht und Freude und Sabbathruh!

In meines Lebens wilde Stürme
Bricht oft ein Friedensklang herein,
Da muß ich dein, o Mutter, denken,
Und alle Schmerzen schlafen ein.
Und mir aufs Haupt wie einst vor Jahren
Legst linde deine Hände du,
Und mich umfängt wie Muttersegen
Ein Ahnen ew'ger Sabbathruh.



Alles zum Guten.

Alles zum Guten! Wie oft, o Mutter,
Hört ich aus deinem Mund das Wort.
Wollt dich das Schicksal niederdrücken,
War es dir stets ein Halt und Hort.
Und oft hab ichs dir nachgesprochen,
Im Jugendsinn, dem frohgemuten,
Ob Sorgen quälten, Treubruch schmerzte:
Alles zum Guten!

Und doch, das Wort ist Trug und Lüge!
Heim kam ich, doch kein Heim wars mehr.
Wo war der Sonnenschein geblieben?
Rings alles düster, still und leer.
Um deinen Sarg schlang ich die Arme,
Das Herz wollt schier vor Weh verbluten,
Und schluchzend rief ich, qualzerissen:
Wem denn zum Guten?

❖

Frühlingsmahnung.

Es war ein Herbsttag, warm und duftig;
Ich kann der Stunde nie vergessen,
Da unterm Apfelbaum im Garten
Zum letzten Male du geseffen.
Der Sonnenstrahl glitt durch die Zweige
Und legte sich aufs Haupt dir lind,
Ein Blatt fiel leis vom Baum hernieder,
Im Grase spielte dein Enkelkind.

Da flog ein Schimmer, mild verklärend,
Hin über deine bleichen Wangen,
Dein Auge glänzte freudig helle
Als wie in Tagen, längst vergangen.
Und leise sprachst du: „Nicht seit Jahren
Stand er mit Früchten so geschmückt.
Wie schön ist doch, im Herbst zu sterben,
Wenn uns Erfüllung reich beglückt!“ —

Nun seh ich heut im Lenze wieder
Den Baum in lichten Blüten stehen,
Und frohes Hoffen, tiefe Wehmut
Durch meine Seele zitternd gehen.
Ich fühls beglückend und erhebend
Wie frommen Segen auf mir ruhn
Und möcht gern allen, allen Menschen
So recht was Gutes und Liebes thun!



Gute Nacht.

Wie Glockenflang vom Meeresgrunde
Ein Wort durch meine Seele zieht,
So wehmutsvoll wie Abendstimmen,
So mild als wie ein Schlummerlied.
Es weht mir zu auf allen Wegen,
Im Sturmgebraus, im Säuselwind,
Und selbst im Traume flingt es wieder:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Wenn nach des Tages muntern Spielen
Der Knabe müd zur Ruhe ging,
Nach manchem Drohen erst und Bitten,
Ob auch der Schlaf am Auge hing,
Dann rief ichs von der letzten Stiege
Hinunter noch einmal geschwind,
Und fröhlich kam die Antwort wieder —
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Und saß der Jüngling bei den Büchern,
Ob noch so spät sein Blick auch glitt
Von Blatt zu Blatt hin, eifrig forschend,
Ich hörte doch den leisen Tritt,
Das Lauschen an der Thüre hört' ich,
Ich wußte, wer da sorgt und sinnt,
Hinüber und herüber flang es:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Dann kam die Zeit, da ich gefessen
An deinem Bett, wie lang, wie oft!
Hielt deine bleiche Hand umschlungen
Und hab verzagend noch gehofft;
Sah dir ins müde, liebe Auge,
O, komm doch, Schlaf, erquickend lind!
Er kam; — zum letzten Male klang es:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Wie Glockenklang vom Meeresgrunde
Ein Wort durch meine Seele zieht,
So wehmutsvoll wie Abendstimmen,
So mild als wie ein Schlummerlied.
Und kann ich keine Ruhe finden,
Wenn Gram und Sorge mich umspinnt,
Dann hör ichs raunen, Frieden bringend:
Gute Nacht, Mutter! Gute Nacht, Kind!



IV.

Schneewittchen.



I.

Vergessne Märchen steigen still empor
Und sehn mich an, mit großen Augen fragend:
Kennst du uns noch? Blick her, verträumter Thor!
Und trübe Antwort giebt mein Herz verzagend:
Ich kenn euch wohl. Vorbei, so Lust wie Qual —
Es war einmal.

Ich kenn' dich, Märchen von dem Königskind
Und von den thöricht klugen, treuen Zwergen.
In Buchenkronen klagt der Abendwind,
Und einsam steht die Hütte auf den Bergen.
Da unten trugs sich zu, am Quell im Thal. —
Es war einmal.

Auch ich hab treu gewirkt im Bergespalt,
Ich hab den Hammer Tag für Tag geschwungen,
Und kehrt ich abends heim, wie öd' der Wald!
Bis du mir einst entgegen kamst gesprungen.
Da fiel in dunkle Nacht ein Mondesstrahl. —
Es war einmal.

Dich anzuschau'n, genug der Freude schon,
Genug des Glückes, dürft' ich dich bewachen.
Ich weiß es wohl, kommt einst der Königssohn,
Da gehst du fort und wirst des Zwerges lachen.
Mein Märchen endet — Herz, sei fest wie Stahl —
Es war einmal.



II.

Ich schau dich an — und namenloses Weh
Und namenloses Glück mich jäh durchglutet,
Schneewittchen, rot wie Blut und weiß wie Schnee
Und schwarz von deiner Haare Nacht umflutet.

Du schläfst, nur zagend haucht der Schmerz dich an:
Dir gab des Zweifels Gift die Welt, die böse.
Holdselig ruhst du nun im argen Bann,
Und deine Lippen stehen stumm: Erlöse!

Ein Wort, ein Druck, es fällt die Scheidewand,
Du lebst, in Lieb und Schönheit dich zu rächen.
Ich wag es nicht, — ich könnt mit roher Hand
Auch mit dem Glasfarg dich zugleich zerbrechen.

So steh ich da in hoffnungsfeliger Qual.
Mir bangt vor mir und vor des Schicksals Tücke.
Ich schau dich an, Schneewittchen, Sonnenstrahl,
In namenloser Angst vor meinem Glücke.



III.

Ich halt dich umschlungen
Und glaube es kaum;
Ich schau dir ins Auge —
Es ist nur ein Traum.
Ich küß auf den Mund dich,
Küß Stirne und Haar.
Sei still, keine Silbe,
Es ist ja nicht wahr!

Man glaubt nur die Märchen,
So lang man noch Kind.
Halt fest mich im Arme,
Die Stunde verrinnt,
Und ich muß erwachen,
Der Traum muß vergehn.
Es kann ja nicht wahr sein,
Es ist ja zu schön!

Ich will dich nicht lassen,
Was soll ich allein?
Es leuchtet dein Auge,
In lockendem Schein.
Ich trink deine Seele,
Berausgender Trunk!
Ich glaube an Märchen,
Ich bin wieder jung!

Der Bann ist gebrochen,
Der Zauber verschwand.
Es glänzt wie von Kronen
Und Purpurgewand.
Nun klings in die Berge,
Kling jubelnd: Wir finds!
Und du bist Schneewittchen,
Und ich bin der Prinz!



V.
Beruria.



I.

Ein Licht ging auf in Juda! Rabbi Meir.
Von nah und fern sind sie herbeigeströmt,
Die noch der Jugend dunkle Locken schmücken,
Und die des Alters Krone silbern ziert,
Um weisheitdürstend seinem Wort zu lauschen.
Kaum faßt der weite Raum der Schüler Zahl.
„Der Rabbi spricht!“ Und alle horchen schweigend;
Verstummt das Murmeln, das Gesumm und Flüstern.
„Warum“, beginnt er, „setzt das heilige Wort
Des edlen Weibes Wert hoch über Perlen?
Was uns der Markt des Tages stündlich bringt,
Ist feil um niedern Preis; nur was da selten
Und reich an innerer Güte, schätzt der Kenner,
Und selten ist ein fluges, sittsam Weib.
Dem Manne Heil, der solchen Schatz errungen!“
— Sein Blick streift freudigstolz Beruria —
„Denn nur zu wahr ist unsrer Weisen Wort:
Leicht ist des Weibes Sinn und sonder Stete.

Ihr Auge haftet an dem Schein der Dinge,
Sie liebt schon, was gefällt, der Wechsel lockt sie,
Und was sie reizt, dem ist sie unterjocht.
Drum gab der Schöpfer ihr den Mann zum Herrn,
Daß er die Schwache schütze, stütz' und lenke,
Drum hat das heilige Gesetz sie flügllich
Von jeder zeitgebundnen Pflicht enthoben
Und diese nur dem Manne anvertraut“.

„Verzeiht mir, Rabbi, wenn ich widerspreche,
Elasar sagts, sein Freund, sein Lieblingschüler,
„Mich dünkt, das Weib sei jener Pflichten ledig,
Weil ihm Natur viel größ're auferlegt,
Und sein Verdienst ist unserm gleich, ist höher,
Indem es duldend sie erfüllt und trägt.
Nicht wankelmütig ist das Weib, nicht schwach,
Ihr Herz ist stärker als des Mannes Geist.
Die Liebe, die den Mann zum Sklaven macht,
Schlingt um des Weibes Haupt ein Diadem,
Und Glück und Gnade fließt von ihrem Thron“.

Der Rabbi wendet lächelnd sich zur Seite:
„Entscheide du, mein Weib, Beruria.
Ich weiß, du bist nicht wie die andern Frauen,
Bist über dein Geschlecht hinausgewachsen
An Weisheit, Kraft und an Gesetzeskunde.
Sag du, wie steht es um des Weibes Sinn?
Ist er nicht schwach und leicht veränderlich?
Der Laune jeder Stunde unterworfen,

Wenn nicht ein stärkerer Wille ihn regiert?
Stärkt Liebe, wie Elasar meint, das Weib?
Vermehrt sie nicht vielmehr noch sein Gebrechen?"

Beruria errötet leicht, sie wirft
Das Haupt zurück, ihr Auge funkelt stolz,
Und trotzig, fiebernd heben ihre Lippen:
„In einem Garten stand ein Ahorn einst,
Von einer Rebe, sagt man, treu umschlungen.
Sie rankte liebend sich um Stamm und Äste,
Und ihre Früchte hingen schimmernd nieder,
Als ob an feinen Zweigen sie gewachsen.

Da sprach der Ahorn eines Tags voll Selbstsucht:
Was wärst du, Schwache, wenn ich dich nicht trüge?
Und doch bist du nicht treu, du läßt die Ranken
Hinüber zu den Brüdern lockend spielen,
Die stolz empor die freien Stämme recken.
Ich wollt, ich wär der schweren Bürde ledig!

Der Herr des Gartens, der vorüber ging,
Vernahm das Wort. Er ließ die Rebe sacht
Dem Ahorn lösen. Und was sah der Garten?
Sah einen dürren Stamm, sah kahle Äste."

„Und was ward aus der Rebe?" fragt der Rabbi.
„Sie starb, am Fuß des Baumes hingestreckt." —

II.

Ein tiefer Unmut faßte Rabbi Meir,
Ein stiller Groll, daß ihn sein eigen Weib
Vor Schülern und Genossen bloßgestellt.
Die Kluge solls erfahren, wie sie irrte.
Sie ist zu stark, ich weiß, sie wird nicht fallen,
Doch straucheln wird sie, denn sie ist ein Weib.
Und wie sie dreist vor andern mich erniedrigt,
So will ich vor sich selber sie beschämen,
Daß sie des Weibes Schwachheit frei bekenne.“
Er ruft Elasar her. „Mein junger Freund,
Ich weiß, du liebst Beruria, — fahr nicht
So auf, warum erröten? dich verteid'gen wollen?
Du liebst sie, wie du deines Lehrers Gattin,
Die weise, vielgerühmte Frau darfst lieben.
Drum hats gewiß auch dein Herz tief betrübt,
Daß sie des Weibes Schranken übertreten
Und unsrer Lehrer Wort zu meistern wagte.
Du selbst zwar sprachst in ihrem Sinn, mein Freund,
Doch du vergißt, daß nicht die Frauen alle
Sind wie Beruria. Vergleiche nur:
Ihr eignen Tugend, Schönheit und Verstand,
Drei Dinge, die sonst nie vereint im Weibe.
Und doch, gält es, die Probe zu bestehn,
Auch sie erlåg vielleicht wie andre Frauen,
Das Wort der Weisen an sich selbst bestät'gend.“

„Nein, Rabbi, Ihr verkennt Beruria,
Mein Leben wollt ich gern zum Pfande setzen,
Daß eh der Libanon im Sturm erzittert,
Als daß sie wanke auf dem Pfad der Pflicht,
Daß man dem Himmel eh die Sterne raubt,
Als einen Funken ihrer Treue Blut.“

„Ei, junger Freund, du schwärmst. Kennst du die Welt?
Kennst du die Weiber? Mich gelüstets fast,
Dich selbst zu einer Probe zu berufen.
Wohlan, ich wills! Dich schmückt, was einer Frau
Begehren reizen kann: Kraft, Jugend, Schönheit
Und jene Schem, drin ihr Vertrauen gern nistet,
Wies zu dem dunkeln Busch den Vogel zieht.
So prüfe sie mit aller List und Kunst.
Ich bau auf dich und geb dir freie Bahn,
Und wenns trotz alledem dir nicht gelingt,
Auch nur die kleinste Gunst ihr abzurufen,
— Solch eine Gunst, die jedem andern Mann
Aufreizend kühn're Hoffnung wecken würde —
So haben sich die Weisen doch geirrt,
So that ich Unrecht ihr und allen Frauen
Und will in Demut meine Schuld gestehn.“

III.

Ein schweres Werk beschäftigt Rabbi Meir
Und nimmt ihm Sinn und Denken ganz gefangen.
Kaum einen Blick, ein Wort gönnt er der Gattin,
Mit der er liebevoll sich sonst beraten.
Unmutig wehrt er ihre Fragen ab:
„Elasar weiß es, er ist mein Vertrauter,
Er wird dir Rede stehen, stör mich nicht!“

Sie wendet sich zum Freund, — er weicht ihr aus,
Er meidet sie, die sonst er aufgesucht.
Ein Schreck durchschauert ihn, wenn er sie sieht,
Und schweigsam, zag ist er in ihrer Nähe.
Wie anders wars vordem! Wie hat er offen
Ihr alle seine Sorgen anvertraut,
Ihr von der lieben Heimat oft erzählt,
Von Vater, Mutter und den beiden Schwestern.
Auch über ernste Dinge sprachen sie:
Von heiligen Gesetz und seiner Deutung,
Von weisen Sprüchen und von frommen Sagen.
Sie war sein Lehrer; was er sann und dachte,
Ließ sie mit freiem Worte ihn entwickeln
Und reizte flüglich ihn durch Widerspruch.
Sie ließ auf falschem Weg ihn sich ergehen,
Ließ ungehindert seine Zweifel wachsen,
Um desto sicherer mit dem stärkern Stamm

Des Irrtums Wurzel aus dem Grund zu ziehen.
Ein Blick nur, eine Frage, und er stutzte,
fand aus der Irre sich zurecht und lernte
Das Recht von Unrecht, Lug von Wahrheit scheiden.

Vordem! doch jetzt? Sie quält sich bange fragend:
Was that ich denn, daß mich mein Gatte ächtet?
Daß ich dem Freund wie eine Fremde gelte?
Bin ich Beruria nicht, die vielgepries'ne,
Auf deren Wort die Lehrer selber hören,
Die, wohlbewandert in des Wissens Schacht,
In manchem Streite die Entscheidung gab?
Mein Gatte — ich verstehe ihn nicht mehr,
Und Eleasar? Was verscheucht ihn mir?
Sie sinnt und forscht und merkt, wie täglich bleicher
Des Jünglings Wangen werden, wies geheim
An seinem Marke nagt; ein tiefes Leid,
Ein innrer Kampf ihn zu verzehren droht.
Mit mildem Wort sucht sie ihn aufzurichten,
Und sieht ihn tiefer nur zusammenbrechen,
Und sieht — in Schreck und Wonne packt es sie —
Wie traumverloren sich, ihm unbewußt,
In heißer Glut sein Auge auf sie heftet,
Wie wild Begehren und ein still Entsagen
Aus seinem Blicke leuchten, wie sein Herz
In lohen flammen auf und nieder wogt.
Sie will mit Zorn ihn, mit Entrüstung strafen,
Und Worte, weich und mild, voll tiefsten Mitleids,
Entquellen ihrem Mund und fachen zitternd

Wie Windeshauch den Brand noch stärker an.
„Mein armer Freund, sei wachsam, du bist krank!“

Nun will sie selbst ihn fliehen und kann es nicht.
Sie sehnt sich seinem bleichen Antlitz zu,
Sie muß die blasse, matte Hand berühren,
In seines Auges tiefe Gluthen schaun.
Noch eh sie ahnt, daß sie Gefahr bedroht,
Hat schon die Leidenschaft sie fest umstrickt.

IV.

Wie heiß der Tag, wie mild des Abends Kühle!
In wohl'ger Frische baden sich die Glieder,
Und von des Mondes Dämmerstrahl gelockt,
Erschließen lotusgleich sich die Gefühle,
Die vor der Sonne strengem Blick sich borgen.
Am Gartenfenster sitzt Beruria.
Die Palmenwedel streifen sacht ihr Haupt
Und neigen sich im linden Wind ihr zu.
Tief auf dem Rasen schläft die dunkle Nacht;
Doch in den Büschen glüht und glitz und schimmerts
Wie eines holden Traumes wirr Geleuchte.
Hoch durch die Bäume zieht ein heimlich Flüstern,
Und leise Stimmen lassen ihre Sehnsucht;
Ein würz'ger Hauch durchquillt den ganzen Raum,
Man sieht die Blumen nicht, doch fühlt den Duft.

Da regt sichs hinter ihr; sie weiß, wers ist,
Weiß, daß er lang schon träumend dagestanden.
„Beruria, ich komm zum Abschied,“ haucht er,
„Leb wohl, Beruria, leb wohl!“ Er tastet
An ihres Sitzes Lehne hin; sie schrickt zusammen
Und regt die Hand nicht, die er langend sucht.

„Was treibt so plötzlich dich von hinnen, Freund?“
„Ich muß; ihr sagtets selber, daß ich krank.
Ich geh zu Grunde, wenn ich länger bliebe.“

„Du sehnst nach deiner Heimat dich zurück?“

„Ich laß die Heimat, wenn ich von euch scheide.“

„Darf ichs nicht wissen, was dich quält, Elasar?“

„Ihr nicht, und keiner weniger als ihr!“

„Ich weiß es, daß ich dein Vertrauen verloren.

Wie anders war es doch in frühern Tagen!“

„In frühern Tagen war ich glücklich, schuldlos,
Und jetzt — so elend ist kein Mensch auf Erden!“

„Elasar! du erschreckst mich, armer Freund.

Ists gar so gottlos denn, was dich bedrückt?“

„Ja, — nein, Beruria, das ist es nicht,

Sonst hättts ein Gott mir nicht ins Herz gelegt.

Was steh ich denn wie ein Verworfenner hier?

Muß nicht der Keim empor zum Lichte streben?

Muß nicht das Auge nach den Sternen schauen?

Ich kanns nicht mit mir nehmen, kann es nicht.

Ich muß aus deinem Mund mein Urteil hörn:

Beruria, ich liebe dich! — Du springst nicht auf?

Du weist mich nicht verächtlich von der Schwelle?

O sag es denn, daß ich nicht ruchlos bin,

Nicht ausgestoßen aus dem Kreis der Guten!

Dein Wort gilt wie Gesetz in Israel

O sags, daß ich kein frecher Frevler bin!“

„Geh heim, Elasar, du bist krank, sehr krank!“

„Ich weiß es wohl, und drum will ich gesunden,

Sei du mein Arzt und schaffe mir Genesung.

Gieb mir die Hand, o zieh sie nicht zurück!

Wie unter meinem Druck sie bangt und zittert!

Du fürchtest dich vor mir, vor dem Verworfnen?
Kein Wort wollt ich gestehn, nur Abschied nehmen,
Nun drängts sich immer wieder auf die Lippen,
Was ich wie einer Blutthat grause Schuld
In meines Schweigens Abgrund wollt versenken.
Ich muß, Beruria, ich muß dich lieben!"

"Elsar, liebst du mich, so geh, geh schnell!"
"So würdest du nicht sprechen, fühltest du,
Welch unaussprechlich Weh mein Herz durchzittert,
Wies wochenlang in mir gekämpft, Verzweiflung
Mit scharfen Fängen gierig mich umkrallt.
Ein gültig Wort, ein Händedruck, ich geh. —
Du weist mich fort, dich drückt des Sünders Nähe,
Leb wohl, Beruria, und verzeihe mir!" —

Er wankt zur Thüre, tief das Haupt gebeugt.
"Elsar!" schallts ihm nach, er kehrt sich um,
Da steht sie vor ihm, still und todesbleich,
Und mit dem Blicke des Ertrinkenden
Das Auge hilflos, starr auf ihn gerichtet.
In heißer Glut durchschauert es den Jüngling.
Er streckt begehrend nach dem schönen Weib
Die Arme aus: "Beruria, du — du! —"
Er zieht sie an sich, sie verwehrt ihm nicht,
Und sinkt ihm weinend an die Brust.

Da reckt im Dämmerdunkel an dem Eingang
Sich die Gestalt des Rabbi hoch empor,

Und lächelnd spricht er: „Wie doch klingt der Spruch,
Der vielumstrittne unsrer weisen Lehrer?
,Des Weibes Sinn ist leicht und sonder Stete.'
So hab ich meine Wette doch gewonnen!“
Genugthuung und Zorn durchbebt die Worte.
Ein wilder Schrei entfährt Beruria.
„Die Wette? Gaukelspiel war alles? alles!
Du siegst, doch triumphierst nicht, Rabbi Meir!“
Sie stürzt von dannen in das Angemach,
Die Thüre hastig hinter sich verriegelnd.
Der Rabbi wendet sich Elasar zu:
„Kannst gehn, mein Freund, hast deine Rolle gut
Gespielt, zu gut fast will mir dünken“.

Dann tritt er an die Thüre hin und horcht.
Wie sonderbar, kein Weinen und kein Schluchzen.
Ihr Schmerz ist stumm, denkt er, weil er zu tief.
Er lauscht und wartet — nicht ein Wort, ein Laut.

„Schließ auf, Beruria, dein Gatte ist's;
Er kommt, in deiner Schwachheit dich zu stützen,
Du bist ein Weib, und ich, — ich kann vergeben.“
Umsonst, nichts regt sich, dunkel ist's und still.
Da packt es ihn mit ahnungsvollem Bangen,
Er bricht die Thüre auf, er sucht und findet
Beruria am Boden liegen — leblos,
Den Todesbecher in der starren Hand.

In wildem Schmerze stürzt er zu ihr nieder,
Umschlingt den teuern Leib mit seinen Armen

„Beruria, mein Weib, mein starkes Weib,
So galt die Wette nicht, so nicht, Beruria!“
Er streicht die dunkeln Locken ihr vom Antlitz,
Er preßt den Mund auf ihre kalten Lippen
Und murmelt sinnverloren: „Meine Rebe,
Sie starb am Fuß des Baumes hingestreckt.“





Des Nachbars Kind.

Nach einer Erzählung des Schauspielers Irving.

Im Dorort wars, wo wir zuerst es spielten,
„Des Nachbars Kind,“ so nannten wir das Stück.
„Bringt es mir endlich voller Kassen Glück,
Wonach vergebens wir so lange zielten,
So mach' ich nun mit euch den Pakt,
Daß ihr beim Mahl im dritten Akt,
Nicht schnöde Pappe sollt zum Schein verzehren,
Werd Braten euch und echten Korn bescheren.“

Der Abend kam, voll war das ganze Haus,
Wir rissens bald zu lautem Beifall fort.
„Allein, wie stehts um den versprochenen Schmaus?
Hält der Direktor auch sein rasches Wort?“

Der dritte Akt — das Mahl ward uns gebracht,
Ein wirkliches, und mehr als wir gedacht.
Um jeden Mund flog da ein freud'ger Schimmer.
Daß aller Not und Sorge wir vergaßen,
Und besser, glaub' ich, spielten wir wohl nimmer,
Als da wir schmausend an dem Tische saßen.

Da schleicht sich schein das kleine Ding herein,
Dem wir die Titelrolle anvertraut:
„Verzeiht, o Herr, ein wenig Branntwein,
Ein wenig nur, o bitte!“ — „Nicht so laut!“
Ein wenig nur! Wie das so flehend klang,
Daß fast die ganze Runde aufgelacht.
Ich aber sprach: „Das ist für dich kein Trank,
Doch weil du heute gar so brav gemacht,
Und alle recht mit dir zufrieden sind,
Komm morgen abend wieder, liebes Kind,
Da sollst auch du an unserm Korn dich laben,
Sollst einen ganzen Fingerhut voll haben.“

Das Stück war aus. Im trauten Freundeskreise
Ward lange noch des Abends Sieg besprochen,
Und froh war jeder, daß der Bann gebrochen
Des Mißgeschicks, das auf der ganzen Reise
Getreulich uns zur Seite stets geschritten.
Dann wurde scherzend hin und her gestritten,
Wer zum Erfolg am meisten beigetragen.
„Das war das Kind! „rief ich,“ so sonder Zagen,

So warm und herzlich sprach es jeden Laut,
Als ob es mit der Bühne längst vertraut.
Und nicht erst heut erschien in unsrer Mitte.
Wie kam es nur zu seiner närr'schen Bitte?"

„Die Mutter tot, der Vater Trunkenbold,
Kein Wunder denn, daß es dem Branntwein hold.“

Am nächsten Abend in der Mahlzeitcene,
Ich hatte kaum noch an mein Wort gedacht,
Da flüsterts hinter meines Stuhles Lehne:
„Seht, Herr, ich hab den Fingerhut gebracht,
Ein schönes Fläschchen auch, ich fand's vor Wochen,
Nun, bitte, füllt ihn auch, wie ihr versprochen.“ —
Ich wollte lachen, doch ich lachte nicht,
Als ich dem Kind ins bleiche Antlitz sah.
Ich las darin von Gram und schwerer Pflicht,
Von kummervollen Tagen stand es da,
Und seine dunkeln Augen, tief und groß,
Erzählten mehr als bitt'rer Armut Los,
Ein Schicksal ward mir in dem Blick enthüllt. —
Und als ich dann den Fingerhut gefüllt,
Goß ihn das Kind ins Fläschchen sorglich aus,
Und schob es in die Tasche schnell zurück,
Und Beifall jubelte das ganze Haus;
Sie alle meinten, das gehör' zum Stück.
Mir aber war die Seele tief bewegt,
Und segnend, wies sich zagend an mich hing,
Hab ich die Hand ihm auf das Haupt gelegt.

Spät abends, als allein es heimwärts ging,
folgt unbemerkt ich seinem Schritte nach.
In dumpfer Gasse eine Hütte lag,¹
Da kehrt' es ein und flog in raschem Lauf
Die morschen, steilen Treppen hoch hinauf.
Ich eilt' ihm nach, blieb an der Thüre stehn,
Der Mondschein ließ das dürft'ge Zimmer sehn,
Draus mattes Hüfteln mir entgegen klang.

„Schläfst du schon, Karl? Sieh her, da bin ich wieder.
Du schrickst zusammen, Junge, bist du bang?
Willst du ein Märchen hören, willst du Lieder?
Die Augen auf, du kleiner Bösewicht!
Die Gret' ist da, du lachst noch immer nicht?“
Wie um die Schwester er die Ärmchen schlang!
Und qualvoll lautes Stöhnen zu mir drang. —

„Was fehlt dir, Karl? Wie ist dirs heut ergangen?
Du zitterst so und kalt sind Mund und Wangen.“
„Den ganzen Tag hab auf der Brück gesehnen,
Gehustet viel, gefroren, nichts gegessen.
Und alle Stund ist er gekommen,
Hat mir die Groschen abgenommen,
Und hat geschimpft, ich solle lauter klagen,
— Und wieder hat er mich geschlagen!“
„Sei still, daß ers nicht hört, — ich hab noch Brot.“
„Ich wollt, er hört es nur und schlug mich tot!“
„Sei brav, mein Karl, und sprich doch nicht vom Sterben,

Du sollst auch fortan nicht mehr betteln gehn;
Ich bin ja groß, kann schon genug erwerben.
Wo schmerzt dichs denn? Laß mich die Stelle sehn.
Heut ließ ich mir, rat mal? — Du kannst nicht denken,
fürs Brüderchen was ganz Besondres schenken,
Zwar wenig nur, doch lindert es die Pein,
Und jeden Tag hol ichs aufs neu dir ein.“

Und als sie sacht die Schulter ihm entblößt,
Die Tropfen auf die wunde Stelle flößt,
Sie reibt, behaucht und schmeichelnd sanft ihn kost,
Da kommts die Treppe barsch heraufgetost.
Wie das die Kinder beide tief erschreckt!
Sie halten kauern sich beim Tisch versteckt.
Der Knabe hustet leis und seufzt und keucht,
Der Schwester Arme zärtlich ihn umschlingen,
Sie hält sich schützend über ihn gebeugt,
Als wollt' sie Hülfe in Gefahr ihm bringen.

Da kommt mit lautem Fluchen, Poltern, Schrein
Der Vater schwankend zu der Thür herein.
Zerlumpt, zerrissen, wirr und wüßt das Haar,
Aus seinen Zügen spricht das Laster klar,
Das Aug' umflort und doch voll wilder Glut.
„Wo, schreit er heiser, steckt die Satansbrut?
Wart nur, verflucht“ — und auf das Bett er fällt,
Und Rausch und Schlaf ihn fest gefangen hält.

Die Kinder atmen auf. Ich tret ins Zimmer,
Wie matt auch strahlt des Mondes bleicher Schimmer,
Das Mädchen hat mich doch sogleich erkannt,
Es springt empor und reicht mir schon die Hand.
„Sie sind es, Herr? Sie lauschten an der Thür?
Sie haben draußen alles angehört?
Der Vater kam nach Haus — er war verstört —
Glaubt mir, er kann gar nichts, gar nichts dafür,
Was Brüderchen gesagt, der kleine Thor,
Der liebt es immer, nur recht viel zu klagen;
Doch sprach ers nicht für eines Fremden Ohr,
Und ihr — ihr müßt es ja nicht weiter sagen.“

Wie mild der Mondschein sie umfloß, wie licht!
„Mein Kind, ich breche dein Geheimnis nicht.“ — —

„Des Nachbars Kind“ ward uns zum wahren Glück.
Wir spielten Tag um Tag dasselbe Stück,
Das reichen Lohn und Beifall uns errang;
Am hellsten doch der Jubel immer klang,
Wenn bei dem Mahl die Kleine zu mir kam
Und ihren Fingerhut voll Brauntwein nahm.

So war die zweite Woche hingeschwunden.
Da als des Abends zur gewohnten Zeit
Ich auf das Kind noch warte, spielbereit,
Bleibt ruhig es und unbekümmert stehn
Und läßt nicht Fingerhut, noch Fläschchen sehn.
Ich blick' sie an, nie hatt' ich sie gefunden
So seltsam froh; ein Glanz, verklärend hell,

Brach licht hervor aus ihres Auges Quell,
Und leis sprach sie, als ich heran sie winkte:
— Auf ihrem Antlitz lags wie Morgenrot,
Doch in dem Auge eine Thräne blinkte —
„Ich brauch' nichts mehr, mein Brüderchen ist tot!“

VI.
Sprüche.



Was Glück man nennt, begehre nicht,
Laß nicht vom Unglück dich ermatten.
Die farbigsten Blumen blühen im Licht,
Die duftigsten im Schatten.



Sag nicht: Ja dann! Ja wär ich dort!
Nicht machts die Zeit und nicht der Ort.
Kennst du die Wahrheit, lehr' sie,
Hast du die Kraft, bewähr' sie!



Das ist die größte Qual: zu zweifeln,
Ob auch den rechten Weg du gingst.
Es ist nicht schwer, am Kreuz zu sterben,
Wenn du als Gott Erlösung bringst.



Auch der Tod kann humoristisch sein.
In des Wetters Graus, vor der Feinde Reihn,
Beim kühnsten Wagnis schont er dich,
— Und läßt dich sterben am Mückenstich.



Gut ist's, daß oft des Genusses Quell
Die Götter mit Nacht bedecken;
Denn wer zuweilen die Köchin sah,
Dem würde der Brei nicht schmecken.



Kasperltheater. Es juchzt die Menge
Und weiß sich vor Lust nicht und Lachen zu zügeln;
Sie huldigt wie im Welttheater
Den Helden, — die am meisten prügeln!



Ergreif es kühn mit starker Hand,
Sonst wird zum Verderben das Glück.
Die Welle, die dich trägt zum Strand,
Wirft dich auch wieder zurück.



Das Wort, das vor jungen Wäldern steht
Und sorgend um Schutz und Erhaltung fleht,
Vor eure Schulen schreibt es hin:
Schonung — dem Kinde, dem Kindesinn.



Gemüt ist wie der Sommertau,
Der in der Dürre fällt hernieder.
Er labt den Grashalm auf der Au
Und strahlt des Himmels Antlitz wieder.



Genies, das sind die großen Schiffe,
Die, unbekümmert um Sturm und Risse,
Bis zu den fernsten Zonen dringen
Und reiche Ladung heim uns bringen.

Die dann vom sichern Hafen aus
Auf Strömen und Flüssen ins Land hinaus
Sie weiter schaffen um gute Rente,
— Das sind die Schlepper, die kleinen Talente.



Vertrau dem, der ein Leid bestand,
Du bist in treuer Hut.
Dein Fuß versinkt in Dünen sand;
Doch fest und sicher trägt der Strand,
Den überschwemmte die flut.



Ihr lest gerührt von eines Dichters Tod,
Und Überraschung spricht aus euern Mienen.
Wie manche merken erst am Abendrot,
Daß überhaupt die Sonne geschienen.



Um jene brauchst du nicht zu klagen,
Die du in Frieden zu Grab getragen.
Doch nimmer wird der Schmerz sich geben,
Wenn dir gestorben, wer noch am Leben.



Ihr kennt die Armut nicht, auch wenn einmal
Das Mitleid sie dem Herzen nachgebracht,
Ihr schaut aus euerm lichtdurchstrahlten Saal
Die Dinge draußen nicht in dunkler Nacht;
Indes die Armen an dem Fenster stehn
Und in die hellen Prunkgemächer sehn.



Von **J. Loewenberg** sind ferner folgende Werke erschienen und durch **H. Glogau jr., Hamburg, Bleichenbrücke 6**, zu beziehen:

G e d i c h t e.

Preis brosch. 2 Mk., in eleg. Lwdbd. m. Goldschn. 3,50 Mk.

Stimmen der Presse:

Blätter für literar. Unterhaltung: J. Loewenberg nimmt den Leser in seinen Gedichten besonders durch die warme lyrische Empfindung und die wenn auch einfache, so doch stets melodische Form für sich ein. Mit großer Innigkeit feiert der Dichter alles Schöne und Hohe, was die Welt des Herzens und des Hauses bewegt, Kindesliebe und Mutterglück, Brudersinn und Schwestertreue, Freundschaft und Heimatgefühl. In allen diesen Kundgebungen eines warmblütigen und phantasievollen Talents weht ein echt lyrischer Hauch. . . . was die eigentliche Lyrik, die Lyrik im engeren Sinne des Wortes, ihren Kern und ihr Herz ausmacht, das ist dem Verfasser dieser Gedichte gegeben: tiefe Empfindung und die Musik des dichterischen Ausdrucks. Vielleicht am schönsten in der ganzen Sammlung klingt dieser echt lyrische Ton in dem Abschnitte „Dem Andenken meiner Schwester“ durch. Mögen dem Dichter in Zukunft solcher Töne noch recht viele gelingen!

Ernst Ziel.

Kieler Zeitung: . . . Wir haben hier eine Frische, ein Feuer, eine Liebe zur Kunst, die fast jedem einzelnen Gedichte edlen Schwung verleiht. Mag der Verfasser im Ernst zu uns reden, oder im Humor, und zwar nicht mit jenem Humor, der mit dem Schlagwort spielt, sondern mit verinnerlichtem Humor des Gemüts — immer empfinden wir eine reine Lebensfrische, die uns in der Zeit des Realismus einmal wieder den Beweis liefert, daß doch auch dem Idealismus noch nicht jede bezwingende Kraft verschwunden ist. —

Hamburger Fremdenblatt: Es zeigen sich in diesen Liedern ein freier Geist und eine feinsinnige Beobachtung, verbunden mit einer sehr exakten Formenschönheit in der Struktur der Verse. Der Dichter singt frei aus dem Herzen heraus und weiß für jede Empfindung einen poetischen Ausdruck zu finden, der im Gemüt des Lesers lebhaften Widerhall findet. Die satirische Begabung des Dichters offenbart sich in den scharf geschliffenen Epigrammen.

Zeitung für das höhere Unterrichtswesen: Diese Gedichte fesseln sofort durch die Wahrheit der Empfindung. Sie sind der ungeschälte Ausdruck einer feinbesaiteten, zartfühlenden Seele. Der kleine Band bietet eine reiche Mannigfaltigkeit an Stimmungen und Stoffen. Die Lieder sind durch ihre schlichten, oft

im Volkston gehaltenen Weisen tief ergreifend und die erzählenden von fecker, epischer Wucht der Schilderung und, wie schon die Titel andeuten, Stoffe aus allen Zonen und Zeiten handelnd.

St. Petersburger Zeitung: Aus der Tiefe deutschen Gemütslebens sind diese Dichtungen entsprossen. Sie singen von mancherlei in mancherlei Tönen. Der Liebe Lust und Leid, des Frühlings Wonne, des Vaterlandes traute Heimlichkeit, seine Geschichte und seine Sagen und seine deutliche Fröhlichkeit, des Mannes Ringen mit dem Dasein und was sonst das menschliche Herz bewegen mag, bringt uns der Dichter in seinen Liedern entgegen. Der Mannigfaltigkeit des Stoffes entsprechend wechselt der Ton. Er steigert sich von frauenhafter Weichheit und Innigkeit zu mannhaftem Ernst und Entschlossenheit, und wenn hier harmlose Schalkhaftigkeit mit dem Pfeile tändelt, so weiß ihn dort schonungslose Satire zielsicher zu schleudern.

Vor dem Feind.

Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Preis broschirt Mk. 1,50, in eleg. Lwdbd. Mk. 2,50.

St. Petersburger Zeitung: Wie eine Erläuterung und Befräftigung des Kaiserwortes, das den Krieg ein Unheil nannte, vor dem Gott uns bewahren wolle, klingt der Ruf des Dichters in unsere waffenstarrende Gegenwart. An leidenschaftlich bewegten, ergreifenden Scenen läßt er es uns erschauen, erleben und glauben, daß der Krieg eine eiternde Schwäre am Leibe der Menschheit sei — ein Thema, das, wenn je eines, den Namen „zeitgemäß“ verdient. Die Hauptträger der Handlung sind wahr und ansprechend durchgeführte Charaktere; das tragische Geschick der letzteren hat ein versöhnendes und erheiterndes Gegenstück in den mit frischem erfinderischem Humor gezeichneten Nebenfiguren des Offiziersburschen und der Kammerzofe. — Das Stück ist in Prosa geschrieben außer an den Stellen, wo das dramatische Pathos dem Dichter von selbst den Vers in des Mund gelegt hat. Die Sprache ist gedankenreich, gewandt und oft von vollendeter Schönheit.

Lieder eines Gemiten.

broschirt 70 Bg., eleg. geb. 1 Mk.

Stimmen der Presse:

Eisenbahn-Zeitung: Eine mächtige Stimme erhebt sich in diesen Versen Der polemische Ton ist rein von jeder Ge-

häßigkeit. Der Verfasser weiß seinem Empfinden in formschönen Strophen ebenso kräftigen Ausdruck zu geben, wie er mit wenigen Strichen soziale Bilder von packender Wirkung zeichnet, die den Leser zu gerechtem Mitgefühl hinreißen.

Fränkischer Kurier: Diese Lieder sind ein natürliches Ergebnis unserer Tage, der schmerzvolle Widerklang der antisemitischen Bewegung in dem Herzen eines Dichters von hervorragender Begabung, der sich im edelsten Sinne des Wortes eins fühlt mit den Bestrebungen unseres deutschen Vaterlandes. Er sieht — selbst ein unentwegter Kämpfer für Deutschlands Größe und geistige Bedeutung — sein heiligstes Empfinden, seine warmherzige Vaterlandsliebe durch blinden Haß besudelt und lönt sein bitteres Weh in Liedern von ergreifender Schönheit aus, und da er zugleich auch eine haarscharfe Klinge schlägt, sind einzelne dieser Lieder von außerordentlicher agitatorischer Kraft.

Der ungarische Israelit: So ist die ganze Sammlung berufen, Sensation zu machen und das deutsche Volk müßte ihr einen hervorragenden Erfolg bereiten, als Beweis dafür, daß es noch nicht in der gemütsverrohenden Rückwärtserei des Antisemitismus verdumpft und verkommen ist.

Israelit. Monatschrift: Diese „Lieder eines Semiten“ dürfen nach Inhalt und Form einen hervorragenden Platz unter den Gedichtsammlungen der letzten Jahre dauernd für sich in Anspruch nehmen. Sie sind die hochpoetische, formvollendete Wiedergabe der Empfindungen, welche die Anfeindungen und Verhöhnungen unserer Tage in dem Herzen eines feinsühligen Dichters erzeugen.

Israel. Gemeindeblatt: Durch die ganze Sammlung geht ein gewaltiger, dichterischer Schwung, die Sprache ist bilderreich und kräftig und nicht getrübt durch die Furcht, Anstoß zu erregen. Zuweilen erhebt sie sich zu wahrhaft prophetischem Ausdruck. Wir mögen die Gräuel beklagen, welche dem Sänger die Leher in die Hand drücken, aber freuen dürfen wir uns, daß die Idee der Wahrheit und des Rechtes einen so begeisterten Vorkämpfer gefunden hat.

In Gängen und Höfen.

Eine Hamburger Erzählung.

Preis brosch. Mk. 1,00, eleg. geb. Mk. 1,50.

Stimmen der Presse:

Pädagogische Reform: Man erhält aus der Erzählung einen überraschend lebenswahren Gesamteindruck des „kleinen“ ham-

34
31566
Lyrik

burgischen Lebens. . . . Wir empfehlen das Buch freudig und eindringlich. Der Fremde wird außer einem Bilde Hamburgischen Lebens einen reinen künstlerischen Genuß von ihm haben. Der Hamburger aber wird in dem Buche ein Stück der Heimat finden, nicht bloß, weil die Erzählung in Hamburg ihren Schauplatz hat, sondern weil der Verfasser den Ton des Umgangs, wie er in der hamburgischen Bevölkerung zu finden ist, so lebend ähnlich trifft, ja denselben sich für seine gesamte Darstellung das ganze Buch hindurch selbst so aneignete, daß wir ihm, der ja als ein Kind der roten Erde doch ursprünglich unserer Empfindungs- und Sprachweise fremd war, unsere vollste Hochachtung zollen müssen ob seiner überaus glücklichen und gründlichen Studien.

Hamburger Correspondent: Frisch erzählt mit leichtem, zuweilen recht glücklichen Humor, aus dem der tragische Grundton um so wirksamer hervorbricht und vor allem mit warmem Gemüte. . . . Das Motiv unserer Erzählung gehört zu den allertraurigsten und seine Tragik ergreift um so tiefer, als wir wissen, daß es typisch ist. . . . Und die ergreifende Handlung wirkt um so wahrer und lebendiger, weil der Verfasser beim Ausmalen der düsteren Farben nicht über Gebühr verweilt; die kleinen Bilder sind flott, meist mit wenigen Strichen hingeworfen und dabei doch mit einer gewissen vornehmen Decenz.

Hamburger Tageblatt: . . . An diesen Hauptinhalt der Dichtung knüpfen sich viele fein beobachtete Einzelheiten, charakteristische Gestalten beleben das ziemlich düstere Bild, und zeitweilig flackert auch ein bißchen Humor wohlthuend auf. Vor allem ist aber die Erzählung Voewenbergs frei von aller Affektation, mit einer überzeugenden Wahrhaftigkeit und sympathisch anmutenden Gefühlswärme geschrieben.

Gleichzeitig mit Voewenbergs „Neuen Gedichten“ erscheint im Verlage von **M. Glogau jr., Hamburg**, Bleichenbrücke 6:

Wohl bekomm's!

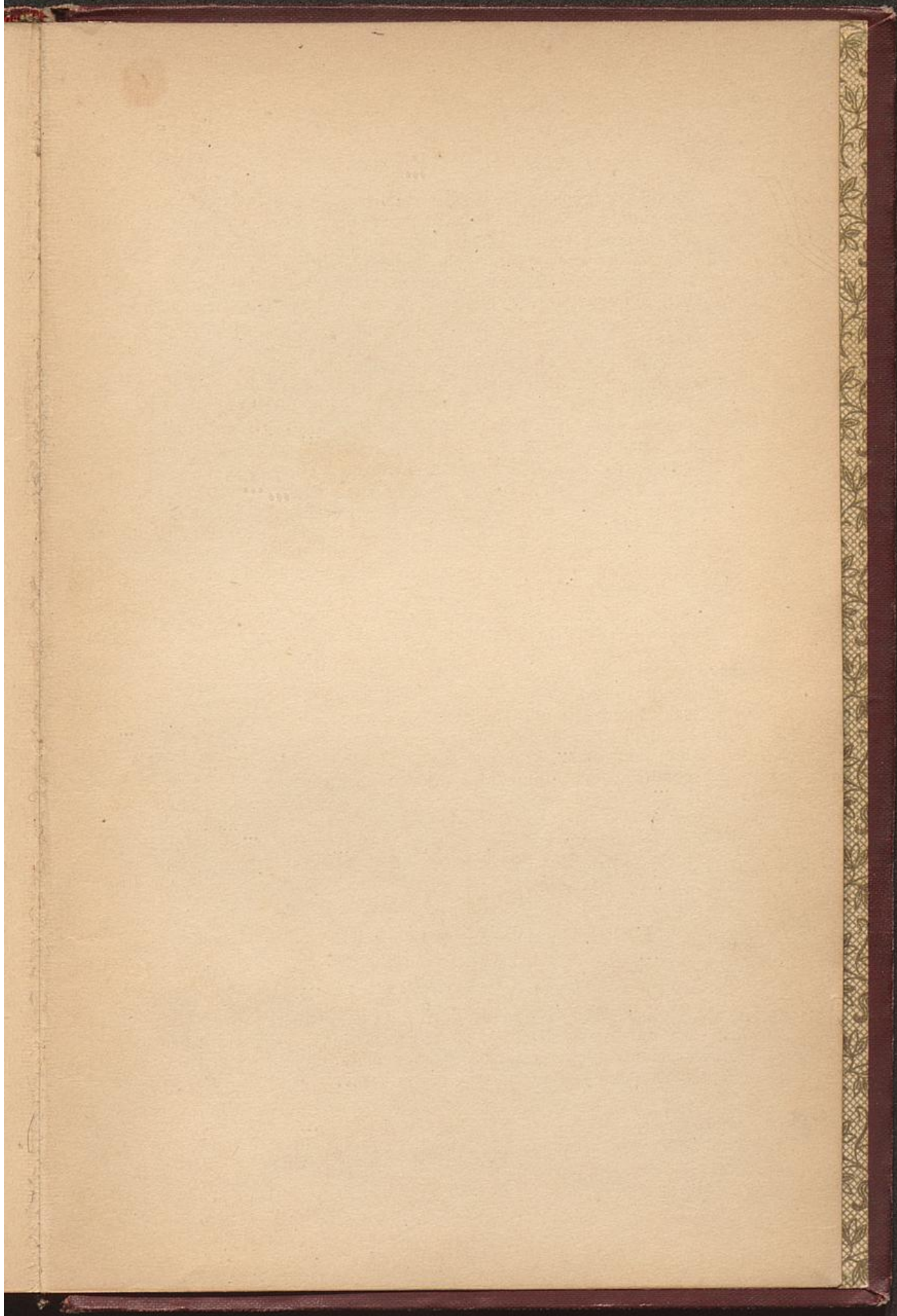
Grobheiten, Bosheiten und Liebenswürdigkeiten.

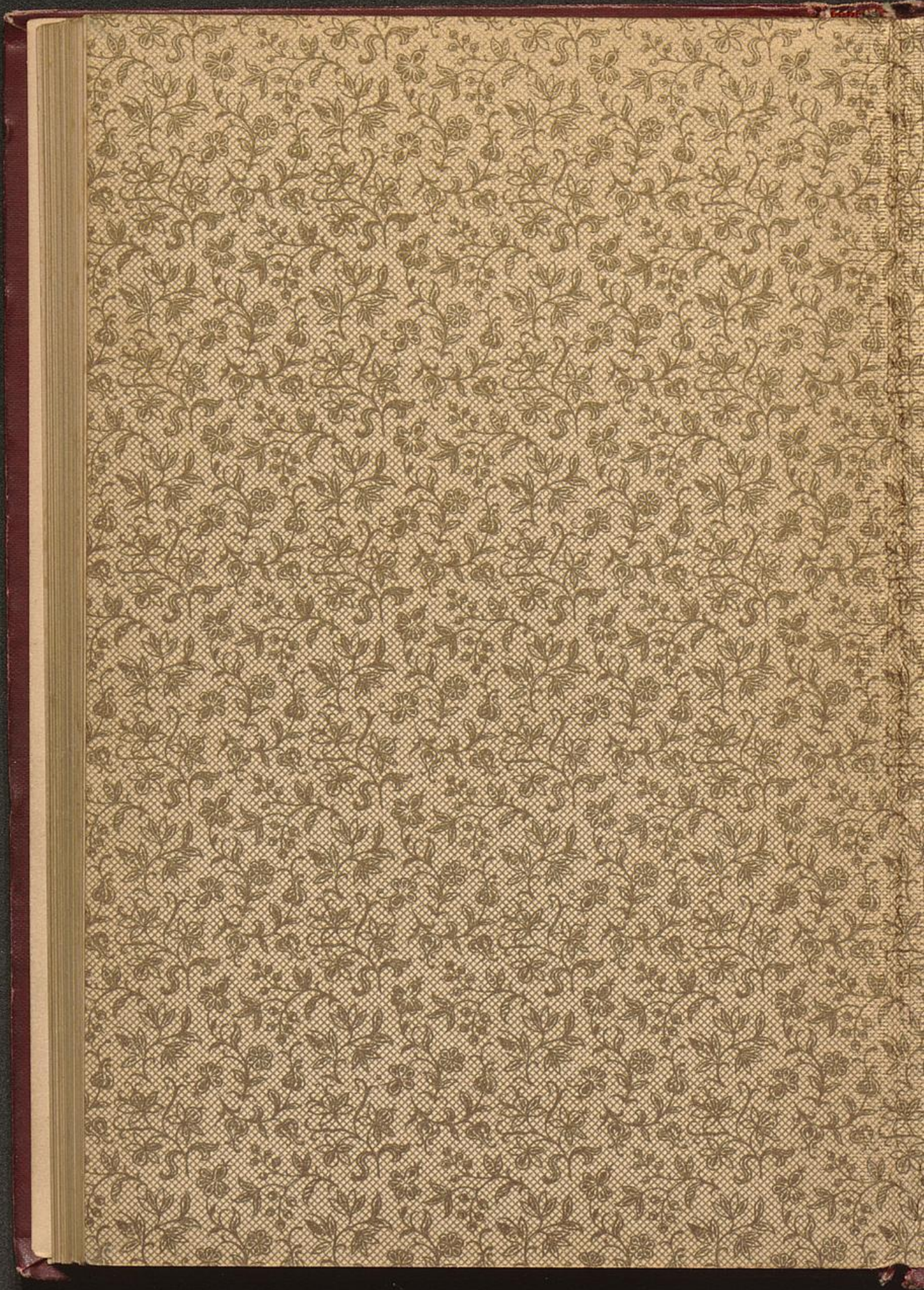
von **A. Melk.**

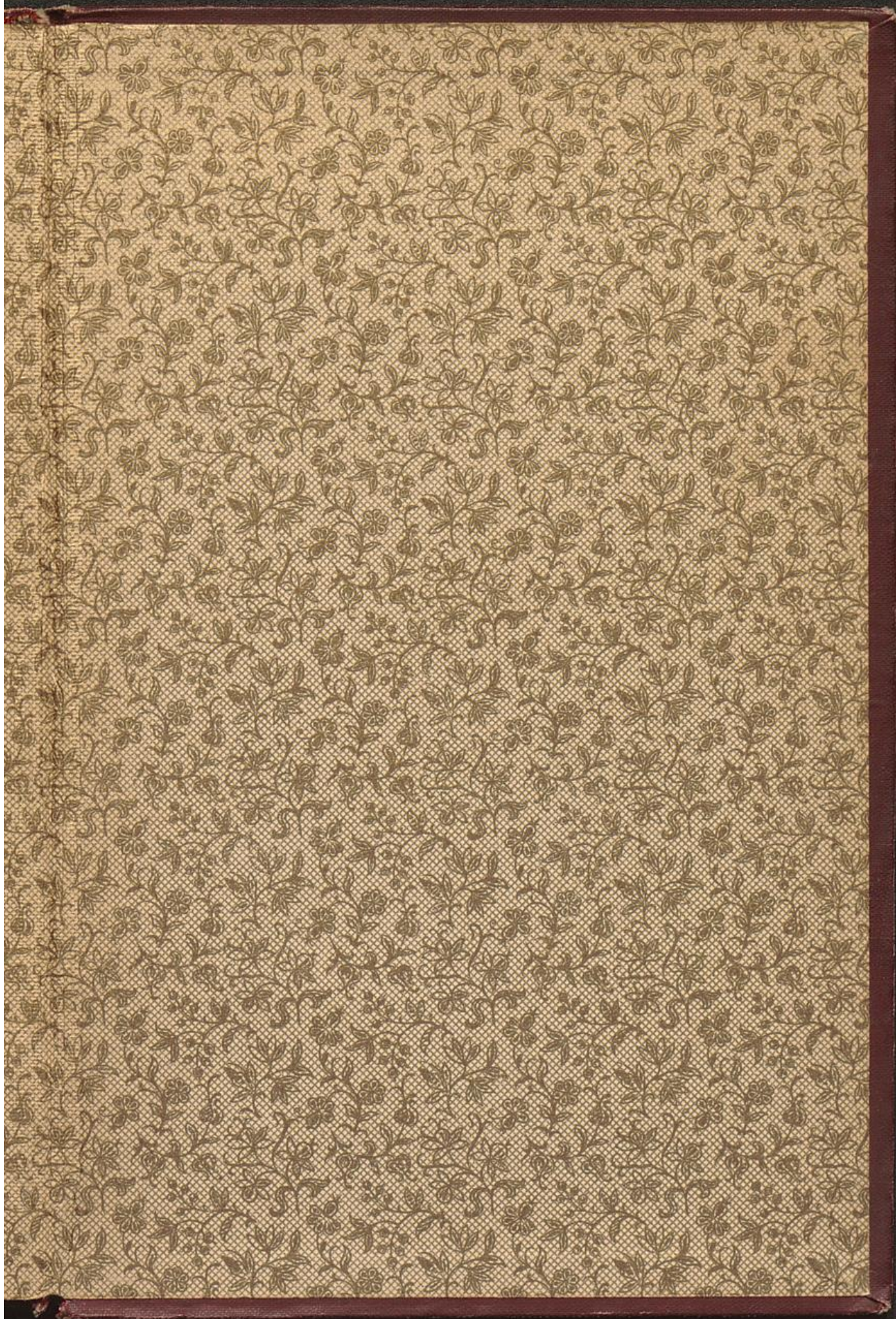
Preis 1 Mk.

Das Buch wird durch seine Frische, seine prächtige Derbheit und seinen Reichtum an geistreichen und boshaften Einfällen sicherlich Aufsehen erregen. In der aphoristischen Weisheit dieses Werkchens offenbart sich ein origineller und gesunder Geist.

Druck von Gottfr. Päß in Raumburg a. S.









03SR3798